

**ЛИТЕРАТУРНЫЙ СБОРНИК
РОССИЙСКИХ НЕМЦЕВ**

Выпуск 2

Электронное издание
Интернет-ресурс "Die Geschichte der Wolgadeutschen"

E-mail: sakut@mail.ru

<http://www.wolgadeutsche.net/>

= Die Geschichte der Wolgadeutschen =

Неофициальный сайт поволжских немцев
<http://www.wolgadeutsche.net/>

**RUSSLANDDEUTSCHE
LITERATURSAMMLUNG**

Ausgabe 2

2009

**ЛИТЕРАТУРНЫЙ
СБОРНИК
РОССИЙСКИХ НЕМЦЕВ**

Выпуск 2

2009

Литературный сборник российских немцев.
Электронное издание. Выпуск 2-й. 2009. 186 с.

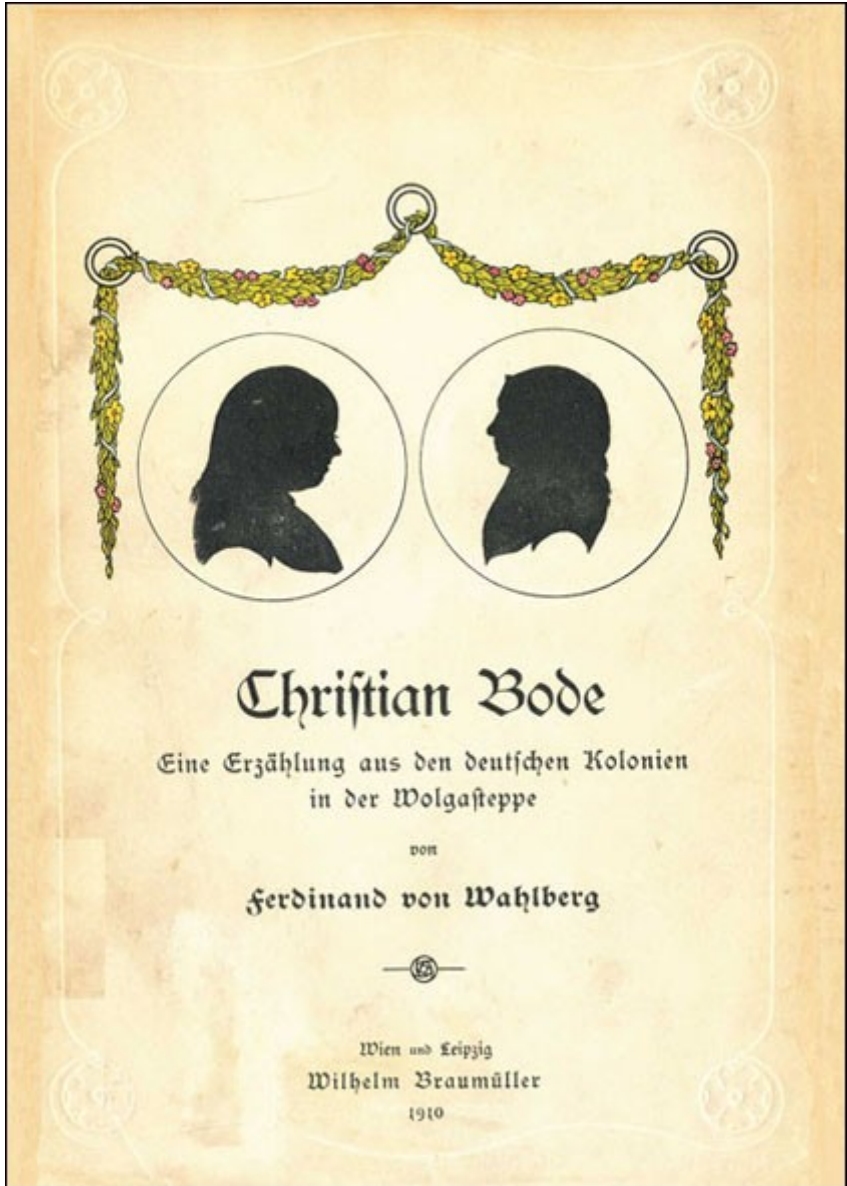
Литературный сборник содержит редкие, мало или вообще никогда не переиздававшиеся произведения российских немецких авторов 19 – начала 20 вв. и призван познакомить читателя с литературным творчеством российских немцев.

Во 2-й выпуск сборника вошёл рассказ Фердинанда фон Вальберга (1847-1920) «Christian Bode».

Anstelle des Vorwortes zur 2. Ausgabe

„Oft macht erst die Umwelt eine an sich schlichte Erzählung zur interessanten Schöpfung. So geht es mit diesem Werkchen, welches aus einem Gebiete schöpft, das literarisch bislang kaum erfasst sein dürfte: Die deutschen Ansiedlungen in den Steppen an der Wolga. Versprengte Samenkörner, die eine schöne Frucht zeitigen, die bis heute treu und beständig die alte Stammesart bewahrt hat. Diese Kolonisten leben in der Einsamkeit – der Sommer gibt ihnen Arbeit, nicht Muße zum Denken; im langen, tiefen, schneeumfangenen russischen Winter leben sie still für sich hin, fern von jeder Kultur, fern von den Stätten der Heimat – doppelt abgeschieden. Da ist's ja so verständlich, wenn ein Mann, der als Geistlicher den Dienst an diesen Einsamen versieht, als Mann der Bildung einmal den Drang spürt, hinaus, fort von den Dörfern, die zwar seine Heimat bilden, ihm aber nichts geben können. – Und sie sind doch stärker, jene Heimatstrieb! Der alte Mann wird gegen seinen Willen mit den elementaren Mächten des Landes an die „Kolonien“ gefesselt. Er kämpft, aber er bleibt. – darum ringen sich nun kleine Momentbildlein aus dem Leben der Siedlungen – Glück und Not, häuslicher Frieden, winterliche Stürme – und geben der schlicht erzählenden Geschichte jenes interessante Relief, das sie lesenswert gestaltet.“

„Rheinisch-Westfälische Zeitung“, Anfang 20. Jh.



Titelbild der Ausgabe 1910.

Christian Bode

Eine Erzählung
aus den

deutschen Kolonien in der Wolgasteppe
von

Ferdinand von Wahlberg

Публикуется по:

Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in
der Wolgasteppe von Ferdinand von Wahlberg. Wien-Leipzig,
Wilhelm Braumüller, 1910.

Vorwort

Wie ist nur jemand darauf gekommen, eine Erzählung über Läufe aus der Wolgasteppe der deutschen Leserwelt unter die Augen zu bringen? Daran sind einige Silhouettenbilder schuld.

Unter dem Nachlass einer jener Familien, die um das Jahr 1767 aus Deutschland nach Russland ausgewanderten, fanden sich eine Anzahl Silhouetten. Liebe Verwandte, welche in der alten Heimat zurückgeblieben waren, hatten ihre Bildnisse den Auswanderern mitgegeben.

Längst schon ist jenes Geschlecht zur Ruhe gebettet, teils im mütterlichen Boden der deutschen Heimat, teils im weichen Schoß der weiten Steppe.

Die Silhouetten sind geblieben.

Sollten sich unter den Nachkömmlingen jenes Geschlechtes wohl noch Verwandtschaftsbande feststellen lassen? Nach Verlauf von mehr als anderthalb Jahrhunderten war es kaum zu hoffen.

Die Silhouettenbildnisse der Oberförster, Förster und Pfarrer nebst ihren Ehegatten, Brüdern und Schwestern aus Hanau, Biber u. a. O. hatten es aber unter sich anders beschlossen. Sie veranlassten den Ur-Urenkel aus der Steppe, eine Anfrage an das Pfarramt in Biber zu richten.

Der zeitweilige Verweser dieser Pfarre fand das Schriftstück, in welchem von Leuten, die vor anderthalb Jahrhunderten gelebt hatten, die Rede war, sehr merkwürdig. Bei einer zufälligen Begegnung mit seinem Amtsbruder aus der Nachbargemeinde Alt-au legte er diesem das Kuriosum vor.

Das Kuriosum war aber noch größer, als jemand geglaubt hätte, denn es erwies sich, dass die Ur-Urgroßmutter des Briefschreibers und der Ur-Urgroßvater der Frau Pfarrer zu Alt-au Geschwister gewesen waren.

Die Silhouetten bestätigen das, indem sie die Bildnisse mit der Namensunterschrift der beiden Geschwister brachten: So hatte der Zweig in der Steppe seinen Stammbaum in Deutschland wiedergefunden.

Wahrscheinlich wächst noch mancher derartig verzweigte Stamm auf deutscher Erde fort.

Die Schattenrisskunst greift aber selten ein.

Statt ihrer fühlte sich der Verfasser gemahnt, seine Landsleute aus der Steppe in Form einer Erzählung nach der Urheimat auf Besuch zu schicken.

Auch diese Erzählung ist nur ein Schattenriss des Lebens in der Steppe.

In der großen, hellen Stube der Deutschen Literatur will sie, wie es Steppenleuten und Kolonistenkindern gebührt, nur ein bescheidenes Plätzchen an der Tür beanspruchen.

Der Verfasser

Motto:

Frieden lasse ich euch,
Meinen Frieden gebe ich euch.
Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.

I

Über die verlorene Blumenpracht des Sommers, über die entschwundenen Erntefreuden hatte der Spätherbst seine letzten Tränen ausgeweint. In zarte Eiskristalle waren sie vom Frost umgewandelt. Gern hätten die blanken Eisspiegel in den Furchen und den Vertiefungen der Erde einen verstohlenen Sonnenstrahl aufgefangen, um ihn in vielfarbigem Lichte wiederzugeben. Aber die müde Sonne war zu solchem Spiel nicht aufgelegt, sie zog es vor, sich hinter einem dichten Wolkenschleier auszuruhen und das Grau der Steppe nicht zu unterbrechen.

Verlassen und tiefsinnig lag die weite Steppe und kein lebendes Wesen getraute sich hier ein Störenfried zu sein.

Nicht einmal durch ein leises Windessausen mochten sich Himmel und Erde unterhalten.

Der Weg, der sich bald gerade, bald in Bögen und Krümmungen durch die Steppe hinzog, lag da wie eine hässliche, hier schwarz-, dort grauglänzende Schlange, die

jeden Schritt des Fußgängers durch Ausgleiten oder Einbrechen bestrafte.

Eine mühsame Arbeit war es daher, hier fortzukommen.

Und doch wagte sie ein Weib, das noch dazu ein Kind auf ihrem Arme und ein Bündel auf dem Rücken hatte.

Nach Art der deutschen Kolonistenweiber trug sie ein Kopftuch und einen halblangen, anschließenden Überrock, dessen Schöße sie um ihr Kind geschlungen hatte.

Leichten Fußes schritt sie auf dem holperigen Wege vorwärts, nur selten anhaltend, um sich den gangbarsten Teil des Weges auszusuchen, ihr Kind fester einzuwickeln oder ihr Kopftuch zurechtzurücken.

An einer Stelle des Weges, wo die unberührte Steppe ihr den Gang erleichterte, blieb sie stehen, um tiefer Atem zu holen und Umschau zu halten.

„Bald, bald sind wir dort“, sagte sie laut vor sich hin und wie durch diese Worte gestärkt, nahm sie das Gehen wieder tapfer auf.

Ihre Augen leuchteten, als sich ganz in der Ferne winzige Erhöhungen zeigten, in denen sie einen Kirchturm, Gebäude und Getreidehaufen zu unterscheiden vermochte. Es war ihr alles dies wohlbekannt und so lieb.

Dort, geradeaus, lag das Gut und Pastorat des Herrn Pastors Bode, zu dem sie eben hinwollte, links, wo der Kirchturm zu sehen war, die Ansiedlerkolonie Lilienflur, in der ihr seliger Vater vor vielen Jahren Schulmeister gewesen und wo sie einen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte. Rechts kamen ein paar andere Ansiedlerkolonien,

Sensenheim und Mannberg, zum Vorschein, während der kleine Steppenfluss alle Ortschaften miteinander verband.

Immer heftiger klopfte ihr Herz, je mehr sie sich ihrem Ziele näherte. Kaum, dass sie des Weges achtete, so hatten sie ihre Gedanken gefesselt. Sie merkte nicht einmal, dass ihr Kopftuch abgeglitten war und sie barhäuptig ging.

Wieder stand sie einen Augenblick unschlüssig, mit geröteten Wangen Ein junges, blühendes Weib Ihre mittelgroße, zierlich gebaute und doch kräftige Gestalt machte sich auch in dem einfachen Anzüge einer Bäuerin geltend. Das Köpfchen mit den feingschnittenen Gesichtszügen umrahmte eine Fülle dunkler Haare, die in leichten Wellen über die hohe, offene Stirn fielen. Unter den leichtgeschweiften Brauen, hinter einem Schleier langer Wimpern, leuchteten die großen, tiefen, dunklen Augen hervor.

Nicht umsonst hatte Lenchen Fehler schon als vierzehnjähriges Mädchen für eines der schönsten in der Ansiedlerkolonie Lilienflur gegolten. Als sie dann gänzlich verwaist in das Pastorat aufgenommen und vom Herrn Pastor Bode unter den Augen seiner beiden alten Schwestern erzogen worden, war aus dem hübschen Mädchen eine liebreizende Jungfrau geworden.

* * *

Das Gut Friedental, welches vom Pastor des Kirchspiels Lilienflur bewohnt wurde, machte aus der Ferne einen recht dürftigen Eindruck.

Besonders in der fahlen Herbstbeleuchtung trat das von einer Reihe niedriger Lehmgebäude mit Strohdächern umgebene Viereck, an dessen dem kleinen Steppenflusse zugekehrter Seite sich ein paar Gebäude mit Holzdach befanden, kaum aus dem allgemeinen Grau der Landschaft heraus.

Tor und Türen zu dem von den Lehmgebäuden umrahmten Hinterhof, in dem das Vieh im Winter untergebracht wurde, waren geschlossen, nur das Tor, das zum Vorderhof führte, stand offen und ließ vermuten, dass jemand ausgefahren sei.

Als Lenchen sich dem Pastorat näherte, wurde sie von den großen Hofhunden mit lautem Bellen empfangen, das sich jedoch in ein Freudengewinsel verwandelte, als die Vierfüßler in der Angebellten eine gute Freundin erkannten. Fast hätten sie sie zum Tor hineingezogen.

Auf dem Hofe war nicht gut fortzukommen, denn allerhand Federvieh, Truthühner, Gänse, Enten, Hühner, Tauben und Sperlinge als ungeladene Gäste, drängten zur Hausschwelle hin, wo eine kleine Dame, in Jacke und Tücher gehüllt, Samenkörner ausstreute. Beim Füttern streifte ihr Auge auch das Tor, unter dem Lenchen stehen geblieben war.

„Nein aber Lenchen!“ rief die kleine Dame im Tone höchster Überraschung, in den etwas wie Freude mit hineinklang. „Wo kommst du denn her bei diesem Weg und mit dem Kinde?“

„Guten Tag, Fräulein Amalie,“ antwortete die Gefragte, indem sie sich dem Fräulein zaghaft näherte. „Verzeihen Sie,

dass ich es wage, wieder in Ihr Haus zu kommen, aber die Not trieb mich dazu, beim Herrn Pastor Hilfe zu suchen.“

„Dann komm nur herein, armes Kind. Du musst ja ganz furchtbar müde sein nach dem weiten und schlechten Weg zu Fuß und mit der Last auf Rücken und Arm.“

Sie öffnete die Tür, die zur Küche führte und ließ Lenchen eintreten.

Am Küchenherd stand die alte Köchin des Hauses, Grete.

Beim Anblick Lenchens mit dem Kinde wäre ihr beinahe der große Schöpflöffel entfallen, so erschrak sie und konnte Lenchens „Guten Tag, Mutter Gret!“ kaum erwidern. Mit einem nicht gerade sehr freundlichen Blick auf Lenchen meinte sie: „Na, na, von wo kommst Du denn hierher? Gelt, hättest den Weg wohl auch leicht verfehlen können? Bist ja schon lang genug fort.“

„Seien Sie nicht böse, Mutter Gret! Ja, ich bin schon lange fort – aber...“

„Setze Dich doch, Lenchen,“ unterbrach das Fräulein die etwas unfreundlichen Worte der Köchin. Aber kaum hatte sie sie dazu aufgefordert, als sich die Tür zum Nebenzimmer auftat und eine ebenso kleine, aber magere Gestalt auf der Schwelle erschien.

Lenchen, die eben ihr Kind auf die Küchenbank niedersetzen wollte, fuhr erschreckt zusammen. Gesenkten Kopfes brachte sie als Gruß nur die Worte: „Fräulein Auguste,“ hervor.

„Wer ist denn da gekommen? Sehe ich recht – Du Lene – Du? Muss wohl wieder etwas Schönes sein, das Dich hierher zurückgebracht hat.“

„Lenchen ist gekommen, um beim Bruder Hilfe zu suchen — sie ist den weiten Weg zu Fuß gegangen und ich habe sie hereingebeten.“

Fräulein Auguste verließ die Küche, ohne Lenchen weiter eines Blickes zu würdigen. Amalie folgte ihr, sagte aber im Vorbeigehen halblaut zu der noch ganz erschrockenen jungen Frau: „Sei nicht bange, Lenchen, warte nur hier, bis der Herr Pastor nach Hause kommt.“

Der Speisesaal, in dem sich die beiden Schwestern zum Mittagessen niedergesetzt hatten, war ein großes, geräumiges Zimmer mit Aussicht nach dem Vorderhof, wie auch nach dem kleinen Steppenfluss Irsch, an dessen gegenüberliegendem Ufer die Häuser und Hütten der katholischen Ansiedlerkolonie Marienhilf sichtbar waren. Den Bewohnern des Pastorates diente der Speisesaal zugleich auch als Wohnzimmer und hatte daher sowohl Speisetisch und Glasservante, als auch einen großen Arbeitstisch nebst Kanapee und Lehnstühlen, ein gut erhaltenes Tafelklavier und die alte ehrwürdige Wanduhr in einem kunstvoll gearbeiteten Schrank aus Buchsbaumholz. Diese altmodische Ausstattung des Zimmers, die in der Steppengegend gebräuchlichen kleinen Fenster mit ihren weißen Vorhängen und die musterhaft gescheuerte Diele, mit weißem Sande bestreut, gaben dem Räume etwas Gemütliches und Trautes.

Am Mittagstisch herrschte heute eine gedrückte Stimmung, und nachdem die Suppe unter Stillschweigen verzehrt war, kam es zum Ausbruch, indem Fräulein Auguste mit scharfer Stimme das Wort ergriff.

„Ich weiß gar nicht, wie Du nur immer so unbesonnen handeln kannst, Amalie. Bist doch kein Kind mehr und hast im Leben genug durchgemacht. Was plagte Dich, das Weib da von draußen herein zu laden. Sie, die alle Güte, die sie hier bei uns genossen, damit lohnte, dass sie mit unserem Gutsverwalter davonlief und dadurch uns, das Pastorat, den Herrn Pastor dem Gerede der ganzen Umgegend aussetzte.“

„Ärgere Dich doch nicht, Auguste,“ erwiderte die Schwester in der ihr eigenen sanften Art. „Die alte Geschichte, lasse sie doch verjährt sein. Lenchen ist ja jetzt mit ihrem Wilhelm verheiratet und ist Mutter. Nun sucht sie bei Bruder Christian Hilfe, darum kam sie hierher. Wäre es da nicht herzlos gewesen, sie mit ihrem Kinde gehen zu lassen?“

„Herzlos, herzlos, so heißt es immer bei Dir, aber unverständlich darf man auch nicht sein. Nur zu gut weißt Du, dass Christian auch einer ist, der ein Herz aus Wachs im Leibe hat und der leicht dabei vergisst, dass auf den Herrn Pastor aller Augen gerichtet sind. Was, glaubst Du wohl, werden die Leute dazu sagen, dass wir das davongelaufene Ding mit ihrem hübschen Gesicht bei uns wieder aufgenommen haben?“

„Ach, was Du Dir nicht alles einbildest! Lange wird sie ja nicht hier bleiben. Kommt, einen Groschen zu borgen und geht dann wieder. Du machst immer solche Geschichten aus gar nichts.“

„Weil ich in der Welt herumgekommen bin und die Menschen besser kenne als Du.“

„Da haben wir's! Du bist im Auslande gewesen und Lehrerin gewesen — weiß ich. Ist die Welt dort so verkehrt,

dass man es billigen würde, ein armes Weib mit einem ganz unschuldigen Kinde vor der Schwelle stehen zu lassen, so möchte ich mich für diese Welt und Menschen bedanken.“

„Wieder ganz kindisch gedacht, und Du würdest besser tun, mich in solchen Dingen erst zu fragen, denn ich bin doch die älteste unter uns Geschwistern.“

Da das Altersargument immer das Ende jeder Meinungsverschiedenheit zwischen den Schwestern war, brach auch jetzt das Gespräch ab und der Tisch wurde abgeräumt, Amalie machte sich dabei zu schaffen und Schwester Auguste ließ sich in einem Sessel am Arbeitstisch nieder, um bei einer Zigarette, ihrer Gewohnheit gemäß, alles zu überlegen, was mit der großen Wirtschaft auf dem Gute zusammenhing und ihr zukam. So ging jede der Schwestern ihren Gedanken nach und beide begegneten sich doch immer wieder in einem Gefühle, das ihre Herzen ganz ausgefüllt hatte, in der zärtlichsten Liebe zum Bruder Christian, um dessen Wohl sich das ganze Haus drehte.

* * *

Einige Stunden nach Mittag hielt ein kleiner Korbwagen vor der Haustür.

Der Herr Pastor war von seiner Amtsfahrt nach der Ansiedlerkolonie Sensenheim zurückgekehrt und hatte den Obervorsteher des Kreises, den alten Hartmann, mitgebracht.

Der Obervorsteher war der vornehmste Bauer der ganzen Umgegend und genoss das Ansehen des eisten Mannes unter den deutschen Kolonisten.

Er und der Herr Dekan aus dem gegenüberliegenden Marienhilf waren die häufigsten und gerngesehensten Gäste im Pastorat.

Während der Pastor sich nach seiner Arbeitsstube begab, um seine Amtspapiere wegzulegen, trat der Obervorsteher in den Speisesaal, wo die beiden Fräulein ihn herzlich empfingen und ihn aufforderten, sich's bequem zu machen.

„Nun, wie geht's, Obervorsteher?“

„Gott sei Lob, im allgemeinen gut, Fräulein Amalie. Ein bisschen hapert's ab und zu, es fährt sich eben nicht mehr so gut bei meinen Siebzigen, nun gar auf den holprigen Wegen hier in der Steppe.“

„Das ist doch Ihre eigene Schuld, denn Sie brauchten ja gar nicht so viel auf den Kolonien herumzufahren.“

„Was glauben Sie wohl, Fräulein, wie es bei den Leuten aussehen würde, die meisten wären jetzt schon ohne Viehfutter. Sind es doch ohnehin nicht die besten Wirte, die hier heraus als Ansiedler gehen, das wissen Sie und der Herr Pastor auch recht gut.“

„Leider ist es so, Hartmann, aber Not ist ein guter Lehrmeister.“

„Nicht immer, Fräulein, nicht immer — solange unser Mann satt ist, bleibt er brav — aber — —“

„Auch wahr, Obervorsteher.“

Fräulein Amalie hatte ihren Kaffeetisch währenddem gedeckt und nötigte, an demselben Platz zu nehmen.

Auch der Pastor war eingetreten, und bald saßen alle gemütlich zusammen und ließen sich den duftenden Trunk und den schönen Streuselkuchen gut schmecken. „Heute

haben wir, Obervorsteher, unseren Kaffee redlich verdient — denn eine Fahrt auf solchem Wege ist eine wahre Pein — wie gerädert bin ich“, sagte der Pastor und zündete sich seine lange Meerschampfeife mit dem perlengestickten Rohr an.

„Ich glaube, Herr Pastor, Ihnen ist heute den ganzen Tag nicht recht wohl gewesen?“

„Du bist doch nicht krank?“ fragten die beiden Schwestern besorgt fast zu gleicher Zeit.

„Krank bin ich zwar nicht, aber ich habe hier alles herzlich satt. Im Sommer eine furchtbare Hitze, im Winter der tiefe Schnee, Frühjahrs das lebensgefährliche Schneewasser und jetzt Wege, auf denen einem der Kopf wacklig wird. Und nicht viel besser sind hier die Leute. Wenn der Herr Pastor ihnen nicht aus allem herauszuhelfen vermag, so ist eben sein Predigen nichts nutz.“

„Ja, ja,“ bestätigte Amalie besorgt, „auf die Dauer hält das Dein schwächlicher Körper nicht aus.“

Sie schien recht zu haben, denn der Pastor sah neben dem greisen, aber rüstigen Obervorsteher recht elend aus. Seine magere, etwas nach vorne gebeugte Gestalt, das Gesicht mit den scharfgeschnittenen Zügen, den tiefliegenden großen dunklen Augen, die bald matt, bald fieberglänzend sein Inneres abspiegelten, ließen auf keine großen Kräfte schließen.

Fräulein Auguste aber kannte ihren Bruder besser und wusste, dass dieser schwächliche Körper über ganz ungewöhnliche Kräfte verfügte, wenn nur sein Geist im Gleichgewicht war.

Ohne ihre Strickarbeit zu unterbrechen, fragte sie daher:

„Ist Dir heute etwas Unangenehmes passiert, Christian?“

„Heute nicht mehr als alle Tage“, antwortete der Bruder in gereiztem Ton. „Hier ist ja kein Leben für einen gebildeten Menschen — heute kam die Post mit Zeitungen und Briefen, die zwei Monate alt waren. Von Unterhaltung, die den Geist erheben könnte, ist nicht die Rede — an Wissenschaft und Kunst darf man gar nicht denken — kurz, es ist nicht zum Aushalten.“

„So, so. Ich habe Dich schon früher einmal so verstimmt gesehen und Dich ähnlich reden hören — das war, als Du aus dem Auslande heimkehrtest. Nicht vom schlechten Weg warst Du durchgerüttelt, nein, das ungewohnte, feuchte und kalte Klima hatte Deinen Körper so mitgenommen, dass Du beinahe getragen werden musstest. Über Deinen damaligen Seelenzustand will ich gar nicht reden — Du sehntest Dich nach der Ruhe und dem Frieden der Steppe, alles wurde wieder gut — wo? Hier in der Steppe — und von was? Von der Steppe.....“

„Hätte ich damals geahnt, dass der Friede hier nichts anderes als Lebendigbegrabensein ist, ich wäre lieber als Krüppel unter Lebenden geblieben und...“

„Ein Fremder in der Fremde geworden“, fügte Auguste hinzu. Ihre Augen hatten einen stechenden und scharfen Ausdruck angenommen, der beim Anblick des Bruders jedoch gleich einem beinahe mütterlich-zärtlichen Platz machte. Sie hatte immer gefürchtet, es möchte einmal die Zeit kommen, wo der Bruder, der ihr das Liebste auf Erden war, wieder Sehnsucht nach der großen Welt bekäme und dort in der Fremde, wohin die Schwestern ihn nicht hätten begleiten

können, ein kranker, fremder, gebrochener Mann werden würde, und mit Schrecken vernahm sie nun, dass die Stunde geschlagen hatte.

Der Obervorsteher, der die Geschwister genau beobachtet hatte, mochte ein dunkles Gefühl von dem Zwiespalt zwischen Bruder und Schwester aus ihrem Gespräch erhalten haben, denn tief ernst sagte er:

„Ich habe nicht viel von dem verstanden, was Sie gesagt haben, aber das ist schon wahr, dass das Leben hier bei uns auf der Steppe schwer ist, und es gab eine Zeit, wo auch ich fort wollte, aber die Steppe, sehen Sie, Herr Pastor, hatte mich gepackt und ich konnte nicht mehr los.“

„Davon höre ich zum erstenmal, Hartmann. Sie sind doch immer hier der Erste gewesen und wollten weg? Immer stark, mit einem eisernen Willen und konnten sich nicht losmachen?“

„Ich habe davon nie erzählen wollen, weil's ja doch nichts ist und es vielen anderen ebenso gegangen ist wie unsereinem.“

„Unserem Bruder könnte es aber gut tun, wenn Sie, Obervorsteher, erzählten, was Sie hier so festgehalten hat“, fiel Fräulein Auguste ein.

„Nun sehen Sie, Herr Pastor, das war so vor fünfzig Jahren, da waren wir noch alle in der Mutterkolonie beieinander bei den Eltern. Der Vater hatte von einem Gutsbesitzer für billigen Preis ein Stück Land am Irsch gekauft, um eines von den Kindern dort hinauszusetzen, weil in der Mutterkolonie wenig Land mehr übrig war. Keiner aber wollte hinaus. Unser Land hier sollte aber von den

Kahollen, die besser als wir Deutsche mit dem Ochsenpflug umzugehen verstehen, aufgeackert werden, und da ich unter den Brüdern der älteste und verheiratet war, da musste ich mitfahren.

Unsere Leut' machten mit uns hierher, um mir zu helfen, die Erdhütte auszugraben, Lehmsteine zu schlagen, Öfen zu bauen und notdürftige Schuppen fürs Vieh herzustellen.

Als die Arbeiten fertig waren, fuhren unsere Leut' nach Hause, um dort die Felder zu bestellen und so blieben wir allein.

Das Land ist gut, Wasser hat der Irsch das ganze Jahr genug und die Kahollen hatten den Riss auch recht gut gemacht. Den Weizen brauchte ich nur einzueggen, und da bald nachher ein hübscher Regen fiel, ging die Saat schön auf. Der Sommer war herrlich und die Steppe voll von Blumen, Tulpen, Lilien, Wolfsblumen, in die weißer Bocksbart eingewebt war, so dass sie geradeso aussah, wie Großmutter's blumiges Sonntagskleid. Auch allerhand Tiere und Vögel gab's damals noch recht viel. Morgens in der Frühe konnte man den Erdfuchs vor seinem Bau sehen, hin und wieder auch einen Hasen, Trappen und Feldhühner, während uns Lerchen und Stare ringsum ihre Liedchen sangen. Uns ging's gut, und gesund waren wir auch. Wenn wir da des Abends auf der Bank vor der Hütte saßen, beide recht schön müde von der Arbeit auf dem Felde, freuten wir uns, wie gut es sich doch hier leben ließ.

Zur Ernte kam Vater selbst heraus und brachte aus der Mutterkolonie Schnitter mit.

Um uns wurde es wieder lebendig. In der sonst so stillen Steppe, wo weit und breit kein Mensch zu sehen und zu hören war, denn Ansiedlungen gab's noch keine und unsere nächsten Nachbarn, die Kirgisen, weideten weit weg am jenseitigen Ufer des Irsch, da konnten wir jetzt wieder Menschen sprechen hören. Abends sangen die Schnitter ihre russischen Lieder, die gar zu schön klangen.

Es tat uns ordentlich leid, als sie nach beendeter Arbeit wegmachten. Doch zum Zusammenfahren der Frucht, zum Ausreiten und Werfen waren noch einige unserer Knechte geblieben.

Bald verließen auch die uns.

Der alte Vater aber meinte, da wir nun schon mal die Gegend kannten und jemand doch bei dem vielen Heu und Stroh bleiben müsste, so sollten wir hier überwintern. Auch wolle er uns, da die Ernte in der Mutterkolonie nicht gut ausgefallen war, weil es dort nicht geregnet hatte, alles Jungvieh herausschicken, um es hier den Winter über zu füttern. Die Erdhütte wurde ausgebessert, das Dach mit Brettern belegt und auch doppelte Fenster eingesetzt; die Ställe erhielten ordentliche Wände aus Lehmsteinen und fürs Gerät, fürs Mistholz, das wir im Frühjahr gemacht hatten, ließ der Vater einen Schuppen aufbauen, so dass es bei uns schon ausschaute wie auf einem Bauernhof in den ärmeren Mutterkolonien.

Das Jungvieh kam heraus und bei dieser Gelegenheit schickte uns die Mutter allerhand für Küche und Hausstand.

So war gut für uns gesorgt.

Der Han-Görg, unser Ältester, jetzt schon über zwei Jahre alt, war hier draußen recht gewachsen und mein Weib, das zu jener Zeit mit dem Dortchen ging, war gesund, immer munter und zufrieden. Sie hatte sich ihre Gussel¹ mitschicken lassen und so fehlte uns nichts.

Da kam es mal, dass wir eines Samstags alle drei, nachdem wir in der Bibel gelesen und auch ein Lied gesungen hatten, hinaus auf die Steppe gingen, weil es g'rad' ein recht sonniger Herbsttag war.

An unserer Grenze — dort wissen Sie, Herr Pastor, am tiefen Graben — wollten mir uns ein bisschen ausruhen.

Auf einmal hörten wir ein Gerassel, als wenn eine ganze Herde zur Weide² gespannter Pferde herankäme. Der Boden war etwas gefroren und der Wind lag auf uns zu von der großen sibirischen Landstraße her.

Als wir hinschauten, sahen wir einen Zug von Menschen mit ein paar Wagen hinterher sich nahen. Neugierig gingen wir heran. Du großer Gott, war das ein Jammer mitanzusehen! Einige 20 bis 30 Männer mit Fesseln an den Armen und einige auch an den Füßen, zogen, begleitet von Soldaten zu Pferd und gefolgt von Wagen, in denen Weiber und Kinder fuhren, ihren Weg dahin, wahrscheinlich nach Sibirien.

Den Zug vergesse ich mein Lebtag nimmer. Von den Männern hatten einige ein so wildes Aussehen, dass einem angst und bange wurde, andere wieder schleppten sich so

¹ Das russische Saiteninstrument „Gusli“.

² Die Pferde werden „zur Weide gespannt“, indem Fesseln um ihre Vorderfüße gelegt werden.

mühselig vorwärts, dass man ihnen am liebsten die Fesseln hätte mögen tragen helfen.

Dem Han-Görg war so bange geworden, dass ich ihn auf den Arm nehmen musste und der Dort sah ich's an, dass ihr auch nicht wohl zu Mute war. Auf dem Rückweg waren wir alle drei stille geworden und ich war froh, als wir wieder im Hof standen.

Während die Dort mit dem Knaben in die Hütte ging, wollte ich unsere Pferde, die ich in der Nähe von uns auf der Steppe gespannt hatte, nach Hause holen. Schon von weitem sah ich, dass unsere große braune Stute nicht bei den anderen Pferden, sondern etwas seitwärts graste.

Als ich auch sie einfangen wollte, wurde ich zu meinem Schrecken gewahr, dass es gar nicht unser Pferd, sondern ein fremdes Tier war, noch dazu mit aufgerittenem Rücken und lahm auf dem rechten Hinterfuß. Das unselige war während unserer Abwesenheit gestohlen worden.

Wie vom Schlage gerührt, stand ich da und wusste nicht, was ich anfangen sollte. Weit und breit war nichts zu sehen und auf dem gefrorenen Erdboden konnten die Spuren des Diebes nicht verfolgt werden, und Weib und Kind Zur Nacht alleine lassen, wollte ich auch nicht.

Ich brachte das fremde Pferd in den Stall, gab ihm wie dem übrigen Vieh Futter und zu trinken und ging in die Hütte. Dort saß die Dort mit dem Knaben im Schöße vor dem Herdfeuer. Han-Görg war eingeschlafen und die Dort selber sah müde und blass aus.

Es war mir ordentlich schwer, ihr von dem Pferdediebstahl zu erzählen, aber es war nichts zu machen, ich musste es ihr sagen.

„Hörst Du, Philipp, mir ist so bange,“ sagte sie zu mir, „die Kerls, die so nahe an uns vorbeizogen, könnten sich losmachen und herkommen und uns alle erschlagen. Gewiss hat einer von denen unser Pferd gestohlen, kennt jetzt den Weg hierher, und die Nacht haben wir sie hier. Spanne mal hurtig an und lass uns fortfahren. Die Steppe ist zu furchtbar – ich bin so bange und bin ja auch jetzt zu Zweien.“

Ich versuchte, sie zu trösten und sagte ihr, dass es bei dem Weg gar nicht ginge, auch könnten wir das Vieh nicht verlassen. Sobald es Schlittenbahn gäbe, versprach ich, sie und das Kind aus der Einöde fortzubringen.

Als wir so vor dem Feuer saßen und miteinander plauderten, kratzte unser Hund Packan an der Tür und ich ließ ihn herein. Auf seinem Pelz waren einige Schneeflocken zu sehen.

Draußen war es recht stille und durchs Fenster konnten wir den Schnee schön ruhig fallen sehen, dass wir uns beide freuten. Mit einemmal kam ein Windstoß, der garstig heulend durch den Schornstein der Hütte fuhr und uns Rauch und Asche vom Herd in die Augen trieb. Es war gerade, als wollte der Wind uns etwas sagen, aber seine Sprache verstanden wir damals noch nicht. Die sollten wir jetzt kennen lernen.

Dem ersten Windstoß folgte ein zweiter und dritter, ein plötzlicher Sturm war losgebrochen.

Nur mit schwerer Not kam ich über den Hof, um die Stalltüren ordentlich zuzumachen, aber als ich zur Hütte

zurückwollte, war das Schneegestöber so dicht, dass es nicht möglich war, über den kleinen Hofraum zu sehen. Doch kam ich glücklich herein.

„„Dort,““ sagte ich, „„draußen ist ein Schneesturm ausgebrochen und morgen sind wir wahrscheinlich ganz eingeschneit.““

Keiner von uns beiden wusste, was ein richtiger Schneesturm auf der Steppe zu bedeuten hat, außer durch Erzählungen unserer Alten, aber grausig war es mitanzuhören und oft dachten wir, dass die ganze Hütte fortgefegt werden sollte.

„„Gott sei allen auf der Steppe gnädig!““ sagte Dorte, „„zu uns kann nun kein Mensch mehr den Weg finden,““ und sie sah wieder ganz ruhig aus.

Am nächsten Tag hielt der Sturm noch an und die Kälte hatte zugenommen. Vom Wegfahren konnte jetzt gar keine Rede mehr sein. War es doch schon eine schwere Arbeit, sich mit der Schippe einen Weg zum Stall zu machen, um's Vieh zu besorgen, und die Dorte musste ich an der Hand halten, wenn's zum Melken ging.

Erst war es die große Freude an der Arbeit auf der schönen Steppe gewesen, die uns dagehalten, jetzt hatte uns ihre mächtige Gewalt gepackt.

Arbeit hatten wir die Hände voll, ich mit dem vielen Vieh und dem Schnee, Dorte mit der Wirtschaft, aber wir waren jung und Dortens heitere Laune war wieder zurückgekehrt. Oft sagte sie so im Scherz zu mir: „„Gelt Philipp, unser „Spielengehen“ hier auf der Stepp' heißt Arbeit?““

Und wie ruhig und schön war es nicht hier draußen. Die Steppe lag unter ihrer Schneedecke wie unter einem weißen Bettuch und über ihr spannte sich der Himmel wie ein Bettdach. Im Mondschein aber, wenn die Steine blinkten, war das Bettuch wie aus silberschillernder Seide und das Bettdach wie mit lauter funkelnden Edelsteinen besetzt.

Abends spät durften wir uns nicht weit herauswagen, denn die Steppenwölfe fingen manchmal schon beim Dämmern ihr jammervolles Geheul an, hatten sich wohl auch gar zu gerne unseren Hund oder ein Stück Vieh geholt.

Der Schnee hatte sich bald hart zusammengeballt, so dass ich täglich das Vieh zur Tränke auf den Irsch treiben konnte.

Jetzt hatte ich die Dorte und das Kind leicht bis zum nächsten russischen Dorfe, das so 15 bis 20 Werst von uns entfernt lag, bringen können, von dort war der Weg zur Mutterkolonie immer aufgefahren und auch für Dorte leicht zu finden. Aber Dorte wollte nicht. Sie meinte scherzend, da wir so recht artig gewesen wären, müssten wir nun abwarten, ob der liebe Herrgott uns nicht eine ganz besondere Weihnachtsbescherung machen wolle.

Dabei blieb's.

Der Weihnachtsabend kam. Wir ließen uns unseren Süßholztee mit dem frischgebackenen Schmandkuchen so recht von Herzen schmecken, während Han-Görg an einem Schlittchen, das ich für ihn zusammengenagelt hatte, seine große Freude hatte.

Ich las das schöne Weihnachtsevangelium, welches g'rad' für uns Steppenleute, die wir ja auch Hirten sind, recht

lieblich ist, laut vor und Dorte spielte auf ihrer Gusli das schöne Lied:

Also hatt' Gott die Welt geliebt,
Dass er aus freiem Trieb
Uns seinen Sohn zum Heiland gibt,
Wie hat uns Gott so lieb!

welches wir alle drei singen konnten.

Als dann das Vieh zur Nacht besorgt war und wir beim Hereingehen nochmals den funkelnden Sternenhimmel betrachteten, meinte Dorte: „,,In den Kolonien drunten ist jetzt ein Gehetze und ein Lärm, aber bei uns hier ist's g'rad' wie damals in der heiligen Nacht, Friede auf Erden und uns Menschen Wohlgefallen. Das ist unsere Christbescherung, Philipp.““

Ich konnte meinem treuen Weibe nur die Hand drücken.

Kurz nach Weihnachten gab es wieder Sturm und Schnee.

Eines Nachts, als der Wind wieder um die Hütte pfiff, weckte uns der Hund durch lautes Bellen und stellte sich vor die Tür.

Wir hörten es klopfen und vernahmen Menschenstimmen.

Dorte, die früher immer gleich bange wurde, sagte jetzt, ich sollte nur aufmachen, sie wolle den Hund halten, denn bei solchem Wetter dürfe keinem Obdach verwehrt werden.

Ich tat's auch, und zwei dünn und armselig gekleidete Russen, ein alter Mann und ein Jüngling, traten herein. Sie waren blau vor Kälte und baten um Unterkunft.

Das Feuer auf dem Herd war bald angeblasen und Dorte machte schnell Süßholztee mit Milch und stellte Brot und Butter auf den Tisch.

Zuerst schlugen die beiden Fremden das Kreuz, holten jeder seinen Löffel und sein Schüsselchen unter dem Rock hervor und fingen an zu essen. Das Brot aber brachen sie, anstatt es zu schneiden und redeten kein Wort während des Essens.

Ganz ebenso machten es altgläubige Russen, deren ich manchen in der Mutterkolonie getroffen hatte. Aus unserer Nähe konnten die Fremden nicht sein, denn Altgläubige gab es da nicht.

Am folgenden Tage erzählte der alte Mann, der schon ein Greis war und noch dazu kränklich zu sein schien, dass er Iwan hieße und der Jüngling Michail sein Enkel sei. Sie seien beide von weit, weit her und hatten während der stürmischen und schneereichen Tage die bösen Menschen verlassen. Zwei Tage wären sie in der Steppe umhergeirrt, bis sie zufällig den Irsch, unsere Tränke und unseren Hof gefunden hätten. Sie baten, wir möchten sie doch den Winter über bei uns behalten.

Mir wäre es recht gewesen, wenn sie gleich weitergegangen wären, aber Dorte bestand darauf, dass sie bei uns bleiben sollten. Sie machte sich gleich daran, ihnen reine Wäsche und wärmere Kleidungsstücke von uns zu geben.

Es waren stille und schweigsame Leute, die sich nach ein paar Tagen ganz bei uns zu Hause fühlten. Der Alte konnte nicht mehr viel ausrichten, gab sich aber so liebevoll mit unserem Han-Görg ab, dass der Junge ihm bald herzlich zugetan war. In Michail erhielt ich einen tüchtigen Arbeiter — den kennen Sie ja, Herr Pastor, und die Fräulein auch — denn er ist seitdem bei uns und hat uns als Gärtner unseren Garten

angelegt und gepflegt, er wird jetzt in der ganzen Gegend der alte Michail genannt. So waren wir nicht mehr allein.

Zu Ostern meinte Dorte, wir sollten doch mal die Eltern in der Mutterkolonie besuchen und auch mal wieder in einer Kirche dem Gottesdienst beiwohnen.

Wir hatten keine Angst, Haus und Hof in den Händen unserer Russen zu lassen, denn obwohl wir gut verstanden hatten, dass sie beide entlaufene Gefangene waren, hatten wir sie lieb gewonnen. Die Steppe ist schweigsam, und noch jetzt weiß ich nicht, was unser Michail und sein Großvater verbrochen hatten, wofür sie verschickt worden waren, bei uns waren sie immer redlich und kreuzbrav.

Im Elternhaus war es nicht gut gegangen, weil unser Vater den ganzen Winter krank gewesen war. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er uns alle drei gesund vor sich sah. Über alles musste ich ihm Bericht erstatten, wobei ich auch die Begebenheit mit unseren Russen nicht vergaß.

In unserer alten Kolonie wollte es uns nun gar nicht mehr gefallen. Es war uns alles zu unruhig und kaum konnten wir so viel Ruhe gewinnen, wie es die Beichte und das heilige Abendmahl voraussetzen. Zudem quälte uns Han-Görg jeden Tag, wir sollten nach Hause fahren — der alte Iwan hatte versprochen, im Frühjahr mit ihm das Vieh zu hüten und nun wollte er zu ihm.

Das Schlimmste von allem war aber, dass es unter den Geschwistern immer so viel Streit und Zank gab. Der Bruder fürchtete, ich würde als ältester Sohn nach dem Vater die Stammwirtschaft beanspruchen, wie es der Vater auch in seinem Testament bestimmt hatte.

Als ich mit der Dorte darüber redete, sagte sie ganz erschrocken: „„Nein Philipp, hier halten wir es nicht mehr aus, wir gehören auf die Steppe.““

So erhielt ich die Wirtschaft hier und es gab viel Arbeit.

Der Frühling kam. Die Steppe kleidete sich wieder bunt. Stare bauten ihr Nest in dem Häuschen, das der alte Iwan zu Han-Görigs Freude aufgesetzt hatte und in die Hütte brachte uns der Storch das kleine Dortchen. Alles ging gut und keiner hätte geglaubt, wie gut unser alter Iwan mit Kindern umzugehen verstand. Er war der Dorte eine ebenso große Hilfe, wie mir der Michail.

Als die Ernte, die auch in diesem Jahr gut ausfiel, vorbei und alle Schnitter und Hilfsknechte abgezogen waren, erkrankte uns der greise Iwan. Über unseren Kindern machte er das Kreuz, uns drückte er die Hände. Sprechen konnte er nicht mehr viel, sagte nur: „„Steppe schön – Steppe nicht böse – Steppe Frieden.““

Dort am großen, steinernen Hügel, wo heute noch wilde Rosen wachsen und blühen, machte Michail seinem Großvater das Grab. Es wäre zu weit gewesen, den Alten bis zum nächsten russischen Dorf zu bringen und das wollte er wohl auch nicht. Die Steppe hat überall weiche Erde, in der sich gut ausruhen lässt.

Wir hatten aber unfern ersten Alten begraben und zum erstenmal war uns in der Steppe ein Kind geboren worden: so hatten Leben und Tod uns den Boden geheiligt.

Seit jener Zeit sind nun bald 50 Jahre vergangen, Ansiedlerkolonien sind entstanden. Aus unserer Erdhütte wurde ein Lehmhäuschen und später ein Haus aus Balken

und der Hof. Die Kinder sind erwachsene Menschen geworden – und Dorte und ich sind die Alten.

Arbeitsfreude will die Steppe haben – Friede und Ruhe gibt sie – und wen sie einmal gepackt hat – lässt sie nie wieder los.“

Der alte Obervorsteher war bei seinen letzten Worten aufgestanden. In seiner einfachen Bauerntracht, in dem langen, grauen Tuchrock, dem steifen, weißen Kragen, mit der stramm zugezogenen, schwarzen Halsbinde und dem weißen Haar, das ihm bis auf die Schultern herabfiel, stand er feierlich und ernst da, ein erhabener Zeuge von der Arbeitsfreude seiner Jugend und dem Frieden feines Alters.

Draußen hatte es zu dämmern begonnen. Im Zimmer war es still geworden. Fräulein Auguste hatte ihr Strickzeug fallen lassen, während Fräulein Amalie die weiße Katze, die es sich in ihrem Schöße bequem gemacht hatte, leise streichelte.

Dem Pastor war die Pfeife ausgegangen und gedankenvoll blickte er vor sich hin.

„Wer hätte geglaubt, dass Sie, Obervorsteher, alles das erlebt haben! Herzlichen Dank – es kann für manchen, auch von uns, lehrreich sein, so etwas anzuhören“, sagte Auguste mit einem Blick auf ihren Bruder.

„Kann sein“, erwiderte der Bruder finster. „Doch ist es ein gewaltiger Unterschied, wo und wie die Arbeitsfreude zustande kommt. Hartmann erzielte gute Ernten durch seine Arbeit. Der Boden, auf dem ich säen und ernten muss, sind die Herzen dieser zusammengewürfelten Menschen. Viele Jahre hab' ich es versucht. Doch die innigsten Worte, die tatkräftigste Liebe trugen nicht auch nur den

oberflächlichsten Dank als Frucht ein. Wie kann da Arbeitsfreude entstehen? Nein, es ist zum Verzweifeln. Indessen danke auch ich Ihnen — Sie waren der Erste hier und verdienen es noch immer zu sein.“

„Ja, Herr Pastor, unter meinesgleichen und solange ich gesund bin. Gehe ich weg, findet sich gleich ein anderer. Wenn Sie uns aber verlassen, so werden wir lange ohne eigenen Pastor bleiben — denn hierher geht keiner so leicht. Jetzt ist es aber Zeit, dass ich nach Hause fahre.“

„Ach, bleiben Sie doch zum Tee“, nötigte Fräulein Amalie.

„Danke, danke, Fräulein Amalie. Es wird bald dunkel und wenn ich mich nicht irre, bekommen wir Schneewetter.“

Der Obervorsteher verabschiedete sich und, vom Pastor begleitet, verließ er das Zimmer.

Fräulein Auguste stand am Fenster und sah dem Wegfahrenden nach. Es war ihr trübe zu Mut und sie überlegte, was der Obervorsteher eigentlich damit sagen wollen, als er ihr beim Abschied leise zugeflüstert hatte: „Geben Sie acht, Fräulein, der Herr Pastor steht im Begriff, etwas zu tun, was er bald bereuen wird.“ Was der Bruder zu tun gedachte, hatte sie nicht erfahren.

* * *

Nachdem der Gast das Pastorat verlassen hatte und die Lampe auf dem Arbeitstisch im Speisesaal angezündet worden war, versammelten sich die Geschwister um denselben. Die beiden Schwestern hatten ihre Arbeit genommen und der Bruder schickte sich an, ihnen etwas vorzulesen.

Die Fensterläden waren geschlossen, das Feuer im Ofen brannte hell und gab dem Raum Wärme und Behaglichkeit.

Der Pastor trocknete seine Brille, schien aber seine Gedanken anderswo zu haben.

„Gottlob, dass es schneit und das langweilige Grau der Steppe mit Weiß vertauscht wird“, sagte er wehmütig.

Besorgt fügte Amalie hinzu: „Wenn es nur nicht in Schneegestöber ausartet und der Obervorsteher sich verirrt.“

„Hat keine Gefahr“, beruhigte sie der Bruder, „Sollte es wirklich dazu kommen, so werden ja jetzt in allen Dörfern ringsum die Glocken geläutet und Hartmann kennt den Weg und die Steppe zu gut.“

Kaum waren die Worte ausgesprochen, da ertönten die Kirchenglocken von dem gegenüberliegenden Marienhilf.

„Der Dekan lässt wirklich schon läuten.“

„Er ist immer so eilig in allem, auch im Läuten“, meinte der Pastor.

„Unser lieber Nachbar ist doch ein bewundernswürdiger Mensch“, fiel Auguste dem Bruder ins Wort. „Immer zufrieden und guter Laune, obwohl er, wie die Leute sagen, ein armseliges Leben führt und im Sommer sogar selbst seine Gänse hütet. Wie er das alles erträgt, der früher ein gefeierter Redner gewesen ist und bei einem Hofe angestellt war. Wenn doch alle ihr Los so männlich trügen!“

Das Auge der Schwester hatte, während sie dieses sagte, wieder den stehenden Glanz angenommen und ihre Stimme klang etwas rauh.

„Ich weiß, was Du damit sagen willst, Auguste. Ich, Dein Bruder, bin weder zufrieden, noch guter Laune, und darin hast Du recht, ich bin's auch nicht.“

„Ja, lieber Bruder“, hub Amalie sanft und zugleich beängstigt an. „Was fehlt Dir nur, Du bist seit einiger Zeit oft traurig und —“

„Ach was, traurig“, unterbrach Auguste ihre Schwester. „Was heißt hier traurig, nein, launisch und mürrisch. Meinst Du, dass ein solches Wesen gegenüber Deinen beiden alten Schwestern recht ist, wo wir Alles mit Dir teilen und es dabei nicht immer leicht haben?“

„Gut, gut, es ist mir ganz recht, dass es zwischen uns einmal zur Aussprache kommt. Wie ich höre, seid Ihr auch nicht gerne hier. Nun wohl, so will ich Euch sagen, dass mich das freut, weil ich auch nicht länger hier mitmachen will; ich bin fest entschlossen, um meine Entlassung einzukommen und mich fern von hier in der Hauptstadt als Lehrer niederzulassen. Mit dem Obervorsteher habe ich die Angelegenheit besprochen, er wird das Gut für uns verwalten. So, jetzt wisst Ihr's, warum ich seit einiger Zeit nicht bei Laune gewesen bin — nun soll es damit aus sein.“

Fräulein Auguste strickte ruhig weiter, nur der Ausdruck ihrer Augen und die roten Flammen im Gesicht deuteten an, dass ihr Wille noch lange nicht gebrochen war.

Amalie aber sah den Bruder ganz bestürzt an und fragte angstvoll:

„Christian, fühlst Du Dich so krank?“

Ohne auf diese Worte der Schwester zu achten, sagte Auguste sich beherrschend:

„So, so, also das haben wir zu erwarten, Deine Entlassung? Nur fort von hier — Deine Gemeinde, Deine alten Schwestern, das Gut, das sind alles Kleinigkeiten. So, so.“

„Richtig, Guste, das sind Kleinigkeiten. Aber das verstehst Du nicht. Ich habe hier lange genug gearbeitet — jetzt will ich auch mein Leben genießen, solange ich noch etwas geistige Kraft habe. Ich sehne mich nach Leben, nach Geselligkeit, nach Wissenschaft und Kunst. Noch ein paar Jahre, und es ist damit aus, und nur, was der Körper bedarf, bleibt mir noch.“

Mit einer Bewegung des Unwillens legte Fräulein Auguste ihren Strickstrumpf auf den Tisch und erhob sich von ihrem Stuhl:

„Tu, was Dir beliebt und ziehe nach der Hauptstadt oder wohin Du sonst willst. Tränke Deinen Geist in Schönheit, Kunst und Wissenschaft. Einen Pächter für das Gut brauchst Du nicht anzuschaffen, denn ich werde hier selbst alles übernehmen. Weiß ich doch nur zu gut, wie es kommen wird, und dann ist es gut, dass die alten Schwestern hier sind, um Dich aufzunehmen.“

„Darin irrst Du Dich, Auguste. Verlasse ich die Steppe, so kehre ich nie wieder hierher zurück, sondern gründe mir mein Heim anderswo.“

„Versteht sich. Ich will Dir aber jetzt mal was sagen, Christian, was Du Dir selber nicht eingestehen willst und was doch wahr ist.“ Die Schwester hatte sich wieder auf ihren Stuhl niedergelassen und redete so ruhig, als wäre sie ein Arzt, der seinem Kranken den Gang des Leidens beschreibt.

„Vor Deinem Fenster im Garten steht ein Kirschbaum. Im Frühling war er reich mit Blüten besät, die es aber zu keiner Frucht brachten. Statt dessen trieb der Baum in diesem Herbst zum zweitenmal zarte, weiße Blüten, welche der Herbstwind unsanft zu Boden schüttelte. Als Du im Auslande warst, hatten Deine Gefühle ihre erste Blütezeit, welche leider nur Unglück brachte. Manchen Menschen geht es wie Deinem Kirschbaum, für sie kommt es zu einer zweiten Blüte, Du bist ein solcher, trotz Deines Alters und Deiner Lebensstellung. Deinen Drang nach Wissenschaft, Kunst u. dgl. kannst Du Dir und anderen weismachen. Ich kenne Dich besser und weiß, was es gewesen ist, was bei Dir die Frühlingslust zu neuem Leben erweckt hat.“

„Da bin ich doch wirklich neugierig“, warf der Bruder ein.

„Gleich sollst Du es hören. Vor etwas mehr als' anderthalb Jahren hattest Du Deine helle Freude an allem hier. Du warst eifrig in Deinem Amt und jedem standest Du bei mit Rat und Tat. Mit dem Verwalter Schütz zur Seite war es Dir ein Vergnügen, das Gut in bester Ordnung zu halten. Kamen Stunden der Verstimmung, so brauchte sich nur Lene mit ihren Büchern zu zeigen und Du warst wieder heiter. Sie war Dein verzogenes Pflegekind. Da kam der böse Tag, wo sie und Dein vertrauter Verwalter uns verließen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Seit jenem Tag bist Du ein anderer. Alles ist Dir gleichgültig und kaum ein freundliches Wort ist über Deine Lippen gekommen. Im Stillen sah ich, wie Du wieder zu Deinen philosophischen Büchern griffest. Kant, Feuerbach, Strauß stehen auch heute noch auf Deinem Tisch. Dabei ist

die Arbeitsfreude in Deinem Amt erloschen. Das Gut und wir sind Dir nichts mehr. So ist es seit jenem Tag. Hat es Dich überrascht, dass aus den jungen Leuten ein Paar geworden ist? Außer Dir hat keiner daran gezweifelt. Unrecht war es nur, dass es nicht offen vor unseren Augen geschah – sehr unrecht und unverzeihlich – aber es ist die Frage, ob Du eingewilligt hättest, ihm Deinen Zögling zu geben. Sie war Dir viel zu lieb. Du hast gehofft, noch in Deinen Jahren einen Strahl des Glückes genießen zu dürfen, aber ebenso vergebens, wie die Herbstblüte des Kirschbaumes auf die reifenden Sonnenstrahlen warten muss. So, nun weißt Du alles. Statt als verständiger Mann dieser Gefühlstauschung entgegenzutreten, hast Du sie gepflegt. Wollen sehen, was Du jetzt angeben wirst, wenn Du sie wieder siehst.“

„Hirngespinnste, Auguste – nichts weiter“, brummte der Bruder vor sich hin.

„Wollen sehen – sie sitzt da draußen.“

„Welche sie?“

„Ei, unser Lenchen“, klang es aus der Ecke, wo Amalie die ganze Zeit stille gesessen hatte. „Sie hat auf Dich gewaltet – sucht Hilfe.“

„Lena hier – bettelnd – und Ihr sagt es mir jetzt erst?“ rief der Bruder und trat durch die Küchentür in die Küche.

Wie bezaubert von dem Bilde, das sich seinem Auge hier darbot, blieb er stehen.

Vom rötlichen Scheine der zuckenden Flamme des Herdfeuers bald grell, bald matt beleuchtet, saß Lenchen auf der Küchenbank, ihr schlafendes Kind im Schöße, den schönen Kopf müde an die helle Wand gelehnt. Je nachdem

der Flammenschein ihre dunklen Augen traf, leuchteten sie in wundervollem Glanz oder brannten in stiller Glut. Über dem ganzen Bilde lag etwas unendlich Rührendes und Keusches.

Beim Eintritt des Pastors war Lena totenblass in die Höhe gefahren.

„Herr Pastor“, kam es über ihre Lippen.

„Lena, wie bist Du hierher gekommen? Was hat Dich zu uns zurückgetrieben?“ begann der Pastor in beinahe schroffem Tone.

„Ach, Herr Pastor, verzeihen Sie mir. Um bei Ihnen Hilfe zu suchen, bin ich hergekommen.“

Er war ihr nähergetreten. Sie drückte das Kind, das sich im Schläfe unruhig bewegte, fester an sich und stand regungslos da.

„Also hat er Dich, armes Weib, doch betrogen und verlassen — der Halunke“, fuhr der Pastor fort, und seine schwächliche Gestalt lichtete sich auf, während das blasse Gesicht von Zorn tiefer gefärbt wurde und seine Hand den eisernen Herdhalter fest umklammerte.

„Nein, nein, Herr Pastor, das nicht. Wilhelm hat uns nicht verlassen, ist auch mit mir immer lieb und gut gewesen. — Leute aus Lilienflur haben ihn festgenommen und eingesperrt.“

„Wofür denn?“

„Sie behaupten, er habe ihr Pferd gestohlen.“

„Kann wohl auch sein. Ein Dieb also.“

„Es ist nicht wahr, Herr Pastor — es ist nicht wahr! Er ist kein Dieb“ und ihre Worte klangen angstvoll und bebend.

„Wie ist es denn gekommen?“ fragte der Pastor ungeduldig, die Hand an dem Herdeisen öffnend und schließend.

„Wir hatten bei den Russen Land gepachtet und das nötige Vieh gekauft. Es ging alles gut. Die Ernte war gut ausgefallen und Wilhelm wollte mit dem Getreide nach der Mutterkolonie, um es dort zu verkaufen, sonst wohl auch mit Getreidefahren etwas zu verdienen, weil die Pacht bezahlt werden sollte. Da stürzten unsere beiden Pferde. Geld, andere zu kaufen, hatten wir keins. Wilhelm wollte deshalb zu Ihnen – wollte Ihnen alles über sich und sein Leben erzählen und hoffte, von Ihnen eins oder ein paar Pferde auf Abzahlung zu erhalten. Wir wussten wohl, dass wir uns schwer vergangen hatten gegen Sie, aber auch Ihre große Güte kannten wir. Wilhelm nahm das Zaumzeug mit sich und begab sich zu Fuß zu Ihnen. An der Lilienflurer Grenze begegneten ihm zwei Männer und fingen an zu fragen, wo er die Pferde hätte, deren Zaumzeug er trug. Erst gab Wilhelm ihnen keine Antwort und als er ihnen dann sagte, dass er sich von dem Herrn Pastor Pferde holen wolle, meinten sie, dass das erlogen wäre, da ja doch jeder wisse, wie wir aus dem Pastorat fortgegangen seien. Wer gegen den Pastor so handeln könne, meinten sie, der könne auch auf Pferdediebstahl ausgehen, sie glaubten, in Wilhelm den Dieb ihrer Pferde zu sehen, nahmen ihn mit sich nach Lilienflur und der Vorsteher hat ihn dort eingesperrt. Das ist die Wahrheit und Wilhelm ist unschuldig, Herr Pastor.“

„Das ist aber doch ganz verrückt – einen Unschuldigen einfach festzunehmen und einzusperren“!

„Ja,“ fuhr Lenchen fort, „und können Sie uns nicht helfen, so sind wir verloren, wir alle drei“, und leise rannen helle Tränen über die rosigen Wangen.

„Nicht weinen, Lenchen, armes Kind – alles soll gut werden.“

Er hatte ihre Hand in die seine geschlossen und gedrückt. Zu danken vermochte sie nicht, aber eine heiße Träne benetzte die Hand des Herrn Pastor und sagte mehr als Worte.

„Du bleibst jetzt bei uns, bis ich dem Schütz sein Recht verschafft habe.“

Er öffnete die Tür zum Zimmer der alten Köchin, bat sie, Mutter und Kind zu sich zu nehmen und ging zu den Schwestern. Diese hatten durch die offengebliebene Tür Lenchens Erzählung und ihre Unterredung mit dem Pastor mitangehört.

Vor seiner alten Schwester blieb er stehen und in seinen Augen loderte es seltsam auf.

„Schwester, Du hast mir vorhin meine spät erwachten Gefühle zum Vorwurf gemacht.“

„Das Hab' ich, denn nur die Wahrheit kann hier helfen, Christian.“

„Jawohl – helfen. Geh' nur mal hinaus und schau Dir dort das tapfere Weib an. Was für ein herrliches Geschöpf hat die Liebe zu Mann und Kind aus unserer Lena gemacht! Wir haben sie erzogen und sie gehört zu uns – ja, zu uns. Ich will weder, noch kann und darf ich sie in die Welt hinausstoßen. Ich tue es nicht.... Meinetwegen aber kannst Du ruhig sein.“

„Ja, doch wäre ich noch ruhiger gewesen, wenn Du Dich nicht in Lenas Angelegenheit gemischt, sondern es dem Obervorsteher Hartmann überlassen hättest, Schütz sein Recht zu verschaffen und seine obdachlose Familie unterzubringen.“

„So, so - da siehst Du selbst, wie Dich Dein Phantasiebild umspinnen hat. Sogar das hast Du vergessen, dass der Pastor hier in der Steppe nicht so viel mit Worten predigen soll, als mit Taten. Unglücklichen Menschen zu helfen ist mir Nächstenpflicht, aber Pflicht gegen mich selbst ist es, die Steppe für immer zu verlassen.“

Ohne die Antwort seiner Schwester abzuwarten, verließ er erregt das Zimmer.

* * *

Auf dem Schreibtisch stand die Arbeitslampe angezündet.

Draußen hatte es angefangen zu stürmen und die Fensterläden waren des Schneegestöbers halber geschlossen.

Das Licht der Lampe beleuchtete das Fenster, an dem der Schreibtisch stand und zugleich auch den Fensterladen, in dem die zwei kleinen, herzförmig ausgeschnittenen Öffnungen vom Sturmwinde schon zur Hälfte mit Schnee angefüllt waren. Immer neue Schneeflocken gesellten sich hinzu, die die Öffnungen ganz auszufüllen drohten.

Sinnend blieb der Pastor vor dem Schreibtisch stehen. Sein Auge fiel auf seine jüngst angefangene Predigt, ohne jedoch seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Da kam ein Windstoß und fuhr heulend und stöhnend am Fenster vorbei.

Das Stöhnen hatte etwas so Schmerzliches, als entränge es sich seiner eigenen Brust. Und doch war es nur der Sturmwind, der mit dem einsamen Menschenkinde sprechen wollte — ein ernstes, aber trostreiches Wort.

„Hu — hu!“ ächzte es, — „ich, der Sturmwind, bin der Meister des Lebens und doch der beste Freund der Menschen — sieh her, wie ich die Herzen da draußen mit kaltem Schnee ausfülle — bald bringe ich eine Flocke, bald eine ganze Schar — während einer kurzen Spanne von leichtflüssigen Minuten halte ich ein und lasse sich einen Sonnenstrahl oder nur ein Sternlein durch den schneefreien Teil hereinstehlen — dann aber treibe ich die Flocken wieder vor mir her, bis die Herzen so voll von Schnee sind, dass kein Lüftchen mehr durch kann. Die Schneeflocken draußen sind im Menschenleben vernichtete Hoffnungen, erschütterter Glaube und Liebe ohne Ziel. Damit fülle ich während des Lebens das Menschenherz so aus, dass, wenn mein Freund, der Tod, kommt, der noch viel mehr Kälte hat als ich, seine Wohnung bereit findet. So bin ich, der Sturmwind des Lebens, nicht Dein Feind — nein — sondern Dein bester Freund, der Dir helfend zur Seite stehen will, auch in der Todesstunde.“

So redete der Sturmwind, und indem der Pastor sein Auge auf die mit Schnee bald ganz angefüllten Herzen im Fensterladen heftete, verstand er seinen alten Bekannten aus der Steppe.

Müde ließ er sich auf dem Stuhle vor seinem Schreibtisch nieder.

Aus einer Schatulle, deren Deckel mit einem fein in Perlen ausgenützten Blumensträuße verziert war, einer Arbeit seiner

Schwester Amalie, nahm er ein Päckchen alter, verblichener Briefe, verblasste Blumen und Blätter und allerhand Kleinigkeiten, an die Erinnerungen längst vergangener Zeiten geknüpft waren. Er durchmusterte die eigenartige Sammlung, las hier einen Brief, da ein Gedicht, betrachtete eine verblasste Blume oder ein gepresstes Baumblatt. Da lag die solcher Art verzeichnete Geschichte seines Lebens vor ihm. Einst, als er alle diese kleinen Andenken ins Kästchen verschlossen hatte, brachte ihm jedes die Erinnerung an eine Lebensfreude und eine Zukunftshoffnung; und jetzt? Jetzt waren sie zu Schneeflocken geworden, von denen der Sturmwind mit ihm gesprochen hatte. Heute Abend hätte er ein neues Stück zu der Sammlung fügen können, aber das passte nicht zu den anderen — es war ja nur eine heiße Träne aus dem Reichtum eines besorgten Weibes und kummervollen Mutterherzens. Er hätte sie lieber wegküssen mögen, aber dazu war seine Hand zu kalt und sein Herz zu voll von Schneeflocken.

Ja, wie voll!

Hier auf der weichen, schwarzen Steppenscholle war er geboren. Schon früh hatte der Sturmwind mit dem schwächlichen Kinde zu flüstern versucht, war aber immer von der Mutter mit den großen treuen Augen und dem zarten Wesen fern gehalten oder von der älteren Schwester Auguste aufgefangen und im Zwiegespräch mit ihr festgehalten worden.

Noch ein Jüngling, mit dem Glanz der Lebenslust und der Freude in den braunen Augen und einem allen wohlwollenden Ausdruck im Gesicht, kam er auf die Hochschule ins Ausland.

Dem begabten und für alles empfänglichen Studenten ging es überall gut. Auf den geistigen Höhen, zu welchen ihn seine Studien emporhoben, fühlte er sich so herrlich wohl. Die Tiefen der Denkerwissenschaft, die Schätze der Naturkenntnisse, die Schönheit der Künste, alles, alles machte das Leben zu einem hellen, sonnigen Feiertag. So, wünschte er, möchte es immer bleiben. Eine geringere Stellung als die eines Hochschullehrers konnte er sich nicht denken.

Dazu wurde er auch von allen Seiten angespornt, denn der Geist des großen Volkes, in dessen Mitte er geboren war, hatte ihm ein geselliges und lebhaftes Wesen verliehen, was ihn in den besten Kreisen der Gesellschaft zu einem gern gesehenen Gast machte. Der Lichterglanz der Salons und das verfeinerte Leben sagten ihm durchaus zu und die Glut der ersten Liebe warf ihren rosigen Schimmer über sein Dasein. Nein, war es eine Freude, zu leben!

Da kam der Sturmwind und warf den für das raue Klima nicht geschaffenen Jüngling danieder. Es waren keine Mutter und Schwester da, die dem bösen Gaste den Eintritt verwehrt hätten.

Und er kam immer wieder, der Sturmwind, und raunte ihm zu: „Du Kind der Steppe gehörst nicht hierher!“

Der Zukunftstraum des Jünglings vom Glück an der Seite des geliebten Mädchens, von einer Stellung in der Gesellschaft, von großen Aufgaben an der Hochschule zerbrach bald in Scheiben. Er hatte die Kluft nicht beachtet, die der Standesunterschied zwischen ihm und der Geliebten gegraben und die er nicht überbrücken konnte. Und wie konnte er, ohne Geburt und Reichtum, sich in der Gesellschaft

eine Stellung erringen? Zuletzt wurden die Tore der Hochschule infolge der Unruhen im Reiche geschlossen und die Arbeiten eingestellt.

Nahezu an Leib und Seele gebrochen, kam er in die Heimat zurück. Wieder waren es die sanften Hände der Mutter und die strenge Fürsorge der Schwestern, welche ihn herstellten. Nachdem die Luft der Heimat von neuem Macht über ihn gewonnen, und er sich auf dem gesunden Boden der Wirklichkeit wiedergefunden hatte, war aus dem nach hohen Zielen strebenden Jüngling ein bescheidener Pfarrer bei den Ansiedlern in der Steppe geworden.

Es gab wohl auch dort schöne Aufgaben, und für die tatkräftige Nächstenliebe war es der rechte Ort. Aus jeder Erdhütte, aus jedem Lehmsteinhäuschen schwenkte die Armut ihre zerlumpfte Fahne, während Unwissenheit und Rohheit ihr scheußliches Grinsen überall sehen ließen.

Er kämpfte tapfer, und seine alten Schwestern standen ihm mutig zur Seite.

So vergingen die Jahre. Die Gestalt des Pastors hatten sie gebeugt, Silberfäden in das braune Haar gesponnen und um die Lippen einen Zug von Müdigkeit gezeichnet. Nur in den Augen spielte noch eine Flamme des früheren Feuers, das manchmal noch lichterloh brennen konnte.

Gleich in den ersten schweren Jahren seines Amtes starb ihm sein braver Dorfschulmeister in der Hauptansiedlerkolonie Lilienflur. Die Kolonie war arm und ihr Schulmeister hinterließ seinem Kinde, dem kleinen Lenchen, nichts. So kam es, dass der Herr Pastor sie

aufnehmen musste, und das Kind wuchs heran unter der Obhut der Schwestern und der Leitung des Pastors.

Noch nach ihrer Konfirmation verblieb sie im Pastorate und verbreitete so viel Fröhlichkeit um sich, dass durch sie das ganze Pastorat in Jugend und Sonne auflebte.

Noch mehr Leben und emsiges Treiben aber kam mit Wilhelm Schütz. Wie so viele andere war auch er zum Herrn Pastor gekommen, um Arbeit auf dem Gute zu suchen, und da er sich als Kenner der Landwirtschaft erwies, erhielt er die Stelle des Gutsverwalters.

Es zeigte sich, dass der neue Verwalter ein durchaus tüchtiger Mann war. Nicht bloß in der Landwirtschaft, sondern auch in vielem anderen, was zum praktischen Leben gehört und gerade in der Steppe gute Anwendung fand, war er zu Hause. Zudem hatte er ein stattliches Äußere, ein gutes, vertrauenerweckendes Gesicht und war in Sprache und Benehmen mehr ein Gebildeter als einer seines Standes. Da er, wie er erzählte, überall im Reiche und auch viel im Auslande herumgekommen war, machte es dem Pastor Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten, ja sogar in Fragen der Zeit seine Ansicht zu hören. Über Wilhelm Schützens Herkunft und Heimat wusste keiner etwas und in der Steppe ist es angebracht, in dieser Hinsicht nicht neugierig zu sein. Seiner Kenntnisse und Zuverlässigkeit halber war der Verwalter des Pastors bald in der ganzen Ansiedelung hoch geschätzt.

Es sollte aber nicht immer so bleiben. Eines Tages verbreitete sich die fast unglaubliche Tatsache, dass sich der Verwalter mit dem Lenchen, dem Pflegekind des Pastors,

heimlich entfernt hatte, ohne auch nur das kleinste Zeichen des Dankes zu hinterlassen.

Das Verschwinden der jungen Leute war für alle ein unerklärliches Ereignis, für den Pastor ein furchtbarer Schlag. Jetzt erst, als Lenchen nicht mehr da war, erkannte er, wie fest ihm das Mädchen ans Herz gewachsen war.

Da war nach langer Zeit der Sturmwind wieder einmal gekommen und hatte Kälte und Schnee im Heizen des Pastors hinterlassen. Aber niemand sollte je etwas davon erfahren und kein Schritt wurde getan, um die Flüchtlinge zu ermitteln. Nicht einmal ihre Namen durften genannt werden.

Und jetzt mit einmal war Lenchen von selber gekommen, stand leibhaftig vor ihm, ein Weib, dessen Schönheit noch dazu durch das heiligende Muttergefühl erhöht worden war. Wohl war sie als ein um Hilfe flehendes Weib gekommen, aber immerhin, sie war da. Es sollte wieder Leben und Freude im Hause werden.

Und doch nur für eine kurze Weile. Denn von der Unschuld ihres Mannes war der Pastor überzeugt, und lange konnte es also nicht dauern, so würde er sie abholen und alles würde wieder werden, wie es gewesen war. Und das wäre dennoch das beste. Wenn er aber wirklich als Verbrecher erkannt wurde, was dann? Dann hatte ja Lenchen und ihr Kind keinen anderen Zufluchtsort als das Pastorat. Das wäre das Allerschlimmste. Nur eines konnte ihm helfen im Kampfe mit sich selber und das war: Fortgehen von hier.

Nachdem er die verblichenen Schätze wieder in die Schatulle eingeschlossen hatte, ging er unmittelbar daran, sein Entlassungsgesuch niederzuschreiben.

Diese Arbeit war bald erledigt und es schien ihm, als habe er danach seine Gemütsruhe wieder erlangt. Gleich morgen wollte er dem Obervorsteher einen Zettel zusenden und die Freilassung seines unschuldig angeklagten früheren Verwalters bewirken. In diesen Gedanken suchte er sein Ruhelager auf.

Die Lampe erlosch. Von der Erkerstube über seinem Zimmer hörte er noch die festen Schritte seiner Schwester Auguste und er schloss die Augen, um zu schlafen.

Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Anstatt seiner kamen Gedanken. Die Ehe mit einem zu vieljährigem Gefängnis oder Deportation verurteilten Verbrecher kann gelöst werden und sein Weib ist frei — ganz frei.

Weiter kamen auch die Gedanken nicht — der Schlaf wurde ihrer Herr.

Doch nicht ganz. Erst hatte er Träume geschickt, um seinen Einzug vorzubereiten. Und die Träume scheuten sich nicht, auch die tiefsten Winkel des Herzens zu öffnen. Sie hatten gerade ihre Freude daran. Und tief, tief in einem kleinen Winkelchen, in das noch nicht ein einziges Schneeflöckchen den Weg gefunden hatte, da stand ein lieblich lächelndes Weib und hielt einen holden Knaben in ihren Armen — und es schien, als fröstelte den Schlafenden — war es die Kälte im Zimmer oder die des verschneiten Herzens?

* * *

Am folgenden Morgen saßen die beiden Schwestern schon früh am Kaffeetisch.

Auguste hatte sich eine Zigarette angezündet und begann lebhaft:

„Gleich nach dem Kaffee will ich dem Obervorsteher schreiben, dass er das Weib hier abholen lässt. Wo der Mann ist, soll auch das Weib hin. Das Pastorat ist kein Gasthof.“

„Auguste, tu das nicht, Bruder Christian wird es schwerlich zugeben.“

„Ach was, daran kehre ich mich nicht und darf es auch kaum. Das gäbe eine schöne Geschichte. Verstehst Du nicht, Amalie, wie die Leute sich diese Geschichte zurechtlegen, wenn Christian, gleich nachdem die Lena mit ihrem Kinde hier aufgetaucht ist, seine Entlassung einreicht und der Gegend den Rücken wendet. Nein, da möge kommen was will, es darf nicht geschehen. Du kannst mir auch nicht helfen. Den Herrn Dekan von Marienhilf drüben will ich herüberbitten, um Christian diesen Wahnsinn auszutreiben — er kennt die Welt.“

Kaum hatte sie ihre Rede beendet, als der Bruder das Zimmer betrat, um sich wie gewöhnlich am Morgenkaffee zu beteiligen. Er sah heute recht angegriffen aus und grüßte die Schwestern in langgezogenem, schläfrigem Ton. Doch mochte er schon lange sein Ruhelage! verlassen haben, da er den Brief an Obervorsteher Hartmann fertig in der Hand hatte.

Auguste, die im Begriffe stand, auszugehen, erhielt den Auftrag, den Brief zu erledigen und dem Boten die Anweisung zu erteilen, dass er auf Antwort warten solle.

„Ich habe dem Obervorsteher geschrieben, er möchte den Schütz, da er unschuldig ist, freilassen und ihn zu mir herschicken. Das Weitere wird sich finden.“

Als die beiden jüngeren Geschwister allein waren, nahm der Pastor seinen Platz am Tisch ein.

„Nicht wahr, lieber Christian, das war doch gestern nur so ein Einfall von Dir und ein Spaß, dass Du Deine Stelle verlassen und hier wegziehen wirst?“

„Nein, Malchen, das war es nicht. Ich habe mir die Sache ernst und ruhig überlegt und es ist das beste, was ich tun kann. Sehr leid tut es mir, aber ich bin hier nicht mehr am richtigen Platz. Siehst Du, um hier ein wahrer Seelsorger zu sein, muss man, wie der Obervorsteher vom Bauern sagte, Arbeitsfreude und Frieden haben — ich besitze keins von beiden mehr.“

„Das verstehe ich nicht, Christian. Du hältst doch so herrliche Predigten, scheust keine Anstrengung im Amte, wo irgend möglich, stehst Du jedem bei mit Rat und Tat. Alle schätzen und lieben Dich.“

„Sprich lieber nicht davon — ich fühle selbst, dass es nicht so ist.“

„Nein, Christian, Du bist zu allein, wir Schwestern sind immer nur Deine Schwestern — aber heirate doch.“

„Zu spät — Liebe, zu spät. Und wen denn?“ fragte der Pastor lächelnd.

„Nun, große Auswahl ist hier zwar nicht und eine Ausländerin bekäme gleich Heimweh. Eine wie unser Lenchen — sie wäre eine nette Pastorin geworden. Und die

hatte Dich, Christian, auch so lieb — das hat sie mir selbst einmal gestanden.“

Das Lächeln war plötzlich von den Lippen des Pastors verschwunden und sein Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck angenommen.

„Das ist nicht möglich, nicht möglich, Malchen. Erzogen Hab' ich sie, mein Beichtkind ist sie gewesen — und ist mit einem fremden Mann davongegangen, ohne auch nur ein Wort des Dankes, geschweige der Liebe — nein, Malchen — fort von hier will ich.“

Mit verwunderten Augen sah Amalie den Bruder an. Was war nur mit ihm, denn so bewegt hatte sie ihn nie gesehen. Wie ein Verfolgter hatte er das Zimmer verlassen.

* * *

Langsam schlichen die Stunden des Vormittags für die drei Geschwister dahin. Der Bote war noch nicht vom Obervorsteher zurückgekehrt, und zu Augustes Leidwesen hatte auch der Herr Dekan von drüben ihrer Einladung noch nicht Folge geleistet. Sie fürchtete schon, dass das Schneewetter den Besuch vereiteln würde, und öfters als gewöhnlich unterbrach sie ihre Strickarbeit durch eine Zigarette.

Schwester Amalie dagegen hatte sich ganz beruhigt und arbeitete emsig an ein Paar kleinen Socken für Lenchens Jungen.

Erst spät am Nachmittag ging Augustes Erwartung in Erfüllung, indem der sehnlichst erwartete Dekan, Peter Stankiewicz, das Zimmer betrat.

Er war ein alter Mann mit grauem, kurzgeschnittenem Haar und einer Tonsur, welche die Natur nachträglich bedeutend vergrößert hatte. Hinter einer Brille trieben die kleinen lebhaften grauen Augen ihr Spiel, und sein hagerer Körper war beinahe in ständiger Bewegung. Ganz besonders gut verstand er es, seine ungemein wohlgepflegten Hände mit den feinen weißen Fingern bei jeder Bewegung hervortreten zu lassen. Über seinem ganzen Benehmen lag etwas Verfeinertes und Elegantes, das bei einem Pfarrer der armseligsten aller Ansiedlerkolonien, Marienhilf, auffallend war.

„Wie haben Sie, Herr Dekan, nur den Weg über den Irsch in diesem Schneegestöber nicht verfehlt?“ fragte Fräulein Auguste launig und in heiterem Ton.

„Wie so denn, gnädiges Fräulein! Bei meinen Jahren — bald bin ich 70 — und unter der Leitung einer vorzüglichen Lehrerschar, wie meine Gänse es sind, die ich den ganzen Sommer zum Irsch begleite, wäre ich ja unverbesserlich, wenn ich den Weg nicht auch mit verbundenen Augen fände.“

„Machen die Tiere Ihnen wirklich Vergnügen, Herr Dekan?“

„O ja, hier in der Steppe sind sie recht unterhaltend, und ich rechne sie zu der einzigen Aristokratie, so exklusiv sind ihre geselligen Gewohnheiten. Mir bringen sie auch ein schönes Stück Geld ein — denn ein jeder liebt eine gebratene Gans.“

„Außer Sie selbst. Ihre Dienerin klagt stets, dass keiner so unglaublich notdürftig lebt wie Sie. Was haben Sie denn von dem Gelde — nichts.“

„Doch, doch, Fräulein, hier nicht — aber anderswo.“

„Verzeihen Sie, Herr Pastor, ich hätte beinahe vergessen, Ihnen den Brief einzuhändigen, den der Postbote mir für Sie gegeben hat. Hier ist er — scheint aus dem Auslande zu sein.“

„Danke, Herr Dekan — ist von meinem Freunde an der Hochschule. Er wird wohl vieles von Bedeutung mitzuteilen haben, denn wie Sie wohl auch schon erfahren haben, sind in Polen³ ernste Unruhen ausgebrochen.“

„Leider ja, und Gott gebe der gerechten Sache einen guten Ausgang“, erwiderte der Dekan und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Die Menschen dort sind zu unruhige Köpfe und immer unzufrieden“, meinte der Pastor.

„Wie sie es überall gibt — auch hier bei uns. Wie ich gehört habe, wollen Sie die Steppe verlassen, Herr Pastor?“

„Ja, das will ich, Dekan, und ich glaube, dass Sie auch keine große Befriedigung hier gefunden haben.“

„Im Gegenteil. Die Steppe und mein Dorf da drüben sind für mich ein Kloster, nur mit größerer Freiheit, weniger Zeremonien und anstatt der Bibliothek die Natur. Vergleichen Sie selbst, ob ich hier doch nicht im Vorteil bin.“

„Das vermag ich nicht zu beurteilen, da ich das Klosterleben nicht kenne. Dort wären Sie vielleicht Bischof oder so etwas mit einem weiteren Wirkungskreis.“

³ Der Aufstand 1863.

„Entsagen, Entsagen ist des irdischen Lebens Ziel,“ unterbrach der Dekan begeistert, „nur muss unsere Entsagung durch Großes veranlasst sein. Ich habe gern auf alles verzichtet, ja wohl, gern, weil ich es für das hingegeben habe, was mir als das Höchste gilt. Ein Waisenkind bin ich – zwei Mütter haben mich gepflegt, mein Volk und die heilige Kirche. Für diese meine Mütter bin ich bereit, allem zu entsagen.“

„Schön“, antwortete der Pastor. „Aber was können Sie hier für die Mutter, Ihr Volk, wohl tun?“

„Nicht viel, Herr Pastor, doch der Opfergroschen der Witwe hatte einen hohen Wert,“

„Von der Sparbüchse bei Ihnen bis zu ihr ist's aber weit.“

„Für eine helfende Hand gibt es keine Entfernung und kein Hindernis.“

Es trat eine Pause ein. Der Dekan war in diesem Punkt ein Schwärmer, der keine Gründe anzuerkennen vermochte, welche ihn als Polen gebeugt hätten. Fräulein Auguste hatte sich über das Gespräch der Herren recht gefreut und gab ihre Zufriedenheit dadurch zu erkennen, dass sie sich dem Bruder zuwendete und lobend sagte: „Bei solchen erhabenen Ansichten und Gedanken lässt es sich gut auf der Steppe leben.“

Gereizt durch den Ton, in welchem die Schwester gesprochen hatte, antwortete der Bruder: „Nicht jedem wird das Entsagen so leicht.“

„Was meinen Sie dazu, Fräulein Amalie?“ fragte der Dekan, um der Unterhaltung wieder ein ruhiges Gepräge zu geben.

„Ich stimme mehr dem Bruder bei, denn seinem eigenen Glück einen Korb zu geben, was wohl gleichbedeutend mit Entsagen ist, kann nicht jeder.“

„Da hören Sie, Dekan, ein wahres Wort. Schwester Amalie hat recht. Wer hier zugrunde geht und im Kulturleben dagegen wieder etwas leisten kann, der tut recht, wegzuziehen.“

„Davon kann aber doch bei Ihnen, Herr Pastor, kaum die Rede sein. Hier, wo Sie sich mit Ihren Schwestern ein anziehendes Heim gegründet haben, mit Ihrer Arbeit gute Früchte erzielen und von allen so hochgeschätzt sind, hier werden Sie nicht zugrunde gehen. Das Leben in der großen Welt ist wie eine Schaubude, es lockt mit bunten Farben, aber bietet drinnen rein gar nichts.“

„Schwerlich weniger als hier“, sagte der Pastor ungeduldig.

„O! Das klingt wie Unzufriedenheit, die ich bei Ihnen, Herr Pastor, nicht erwartet hätte. Sie sind doch von der schweren Arbeit unserer Ansiedler immer so begeistert gewesen, und wie hoch haben Sie nicht den Bauer hier seines harten Daseins halber gestellt! Was sind wir, Sie und ich, denn anderes als Ansiedler unter Ansiedlern. Wenigstens ist der Unterschied kein großer.“

„So—o, Herr Dekan. Selbst ähneln Sie herzlich wenig einem Bauersmann“, sagte der Pastor lächelnd mit einem Blick auf die feinen Hände des Dekans.

„Doch, doch, Herr Amtsbruder. Der Bauer hier verwandelt mit seinem starken Arm und dem Pflug das Land in fruchttragenden Acker. Hohe Bodenkultur ist es damit noch

lange nicht. Diese kommt später. Wir, Sie und ich, machen den lebendigen Menschenboden für geistige Bedürfnisse urbar. Groß ist der Gewinn unserer Arbeit nicht. Von einer intensiven Volksbildung kann nicht die Rede sein. Auch die kommt später. Lange ist die Steppe ohne den Bauer gewesen und hat nur Viehweide abgegeben — jetzt gibt sie Brot. Die Ansiedler selbst sind lange Jahre ohne Kirchen, ohne Schulen, Schulmeister und Geistliche gewesen — fragten auch nicht nach dergleichen — jetzt möchten sie uns nicht missen. Es wird aber eine Zeit kommen, wo der Sohn, der Enkel dieser Ansiedler nach höherer Schulbildung, ja nach Hochschulunterricht dürstet und mit verfeinerten Sinnen in die wunderbaren Schätze der Steppe einzudringen sucht. Ja Wohl, Ansiedler sind wir. Der Bauer trinkt sein Feld mit den Schweißtropfen seiner Stirn. Wir befruchten das unsrige mit Entsagungen, welche tief in unseren Herzen wurzeln,“

„Wieder sehr schön, Dekan — sehr schön. Bei mir fehlt es sowohl an Kraft, wie auch an Willen, ein Risspflug⁴ zu sein.“

„Schaffen Sie sie sich — Sie dürfen es ja — heiraten Sie — Weib und Kind, die geben Kräfte und Willen, Herr Pastor.“

„Lieber Freund, Sie sind ein alter Spaßvogel. Bei meinen Jahren und meiner Gesundheit sehe ich nach heiraten aus!“

Der Pastor war durch diese Wendung des Gespräches ganz erheitert und, sich an die Schwestern wendend, sagte er:

„Über unserem Geplauder ist es dunkel geworden, und der Bote vom Obervorsteher ist noch nicht zurück. Geh' doch, Auguste, und erkundige Dich, ob er nicht schon da ist.“

⁴ Risspflug ist ein Pflug, mit dem die Steppe zuerst bearbeitet wird und der von sechs bis acht Paar Ochsen gezogen wird.

Während Fräulein Auguste das Zimmer verlassen hatte, um den Auftrag des Bruders auszuführen, und Amalie ihrer Arbeit im Haushalt nachging, erzählte der Pastor seinem Gaste die Begebenheit mit seinem früheren Verwalter Schütz, den der Dekan selbst gekannt hatte.

Der Herr Dekan war über den Vorfall ganz entrüstet und machte seiner Empörung Luft, indem er mit großen Schlitten das Zimmer durchmaß.

„Da sehen Sie, Amtsbruder, selbst, wie notwendig unsre Arbeit hier ist. Wie weit sind die Leute noch von Zivilisation! Was hat der Schütz und sein Weib Ihnen nicht für Ärger gemacht. Dennoch war er auf dem Weg zu Ihnen, und sie kam hierher mit ihrer Sorge und ihrem Kinde. Sie nahmen sie auf und haben sich für ihn verwendet — das ist Herzensbildung. Die Männer da aus Lilienflur, denen er wahrscheinlich nur Gutes getan — die verhafteten ihn auf den bloßen Verdacht hin, dass er ihre Pferde gestohlen hat, weil er Zäume bei sich trug — zum Verrücktwerden ist es!“

„Nicht wahr, Dekan, es ist haarsträubend?“ In demselben Augenblick trat Fräulein Auguste ins Zimmer, dem Bruder einen Brief überreichend. „Weder der Obervorsteher, noch der Schütz sind gekommen“, sagte sie verdrossen. „Was das nur wieder zu bedeuten hat?“

„Was es zu bedeuten hat“, unterbrach der Pastor heftig und mit zorngerötetem Gesicht. „Das sollt Ihr gleich erfahren. Rufe mir die Lena her — solche Menschen — das reinste Gesindel.“

Als Lenchen herbeigekommen war, betrachtete der Pastor sie mit forschendem Blick und sein Gesicht nahm einen

beinahe schmerzlichen Ausdruck an. Er brachte es nicht fertig, das zu sagen, was er im ersten Aufbrausen hatte sagen wollen. Beinahe wehmütig und mit einem leisen Zittern in der Stimme sagte er:

„Lena, warum hast Du mir nicht die ganze Wahrheit gestanden?“

„Das habe ich ja, Herr Pastor“, antwortete die Angeredete so ruhig und treuherzig, wie ein Kind, das sich keines Vergehens bewusst ist.

„So, so, nun so höre, was der Obervorsteher mir schreibt: Wilhelm Schütz ist schon an die Untersuchungsbehörde in der Stadt eingeliefert worden, weil er nicht bloß im Verdacht des Pferdediebstahles steht, sondern weil bei ihm ein Brief mit recht viel Geld gefunden wurde, über dessen Quelle er keinen Aufschluss geben konnte oder wollte. Zudem war der Brief noch versiegelt mit einem Siegel von seiner Arbeit, ein „P“ in einem brennenden Herzen vorstellend, welches keinem Hiesigen gehören kann. Auch sind seine Papiere nicht in gehöriger Ordnung, weswegen er notwendig zur näheren Untersuchung nach der Stadt geschickt werden musste. — — Lene, von alledem hast Du mir nichts erzählt.“

Bei der Nachricht, dass ihr Mann weggeschickt worden sei, war Lenchen ganz zusammengebrochen und ihr Gesicht war erblasst. Als der Pastor in den Mitteilungen des Obervorstehers aber weiter kam, wurde sie wieder ruhig und gefasst. Die Blässe ihres Antlitzes war verschwunden, ihre Haltung hatte etwas Stolz und in ihren schönen Augen glänzte die Träne der Beleidigten. Mit fester und von Überzeugung getragener Stimme erwiderte sie.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Herr Pastor, Wilhelm ist weder ein Pferdedieb, noch ein Gelddieb. Den Brief, den er bei sich hatte, hatte er von einem Mann erhalten mit dem Auftrag, ihn in der Mutterkolonie an einen Kaufmann abzugeben, da er, sobald er wieder Pferde hätte, nach eben dieser Kolonie fahren wollte. Auf dem Brief stand nichts geschrieben, auch der Name des Kaufmannes nicht, und zusammen mit Wilhelm haben wir uns das wunderbare Siegel angesehen. Wilhelm wusste nicht einmal, dass der Brief Geld enthielt und wunderte sich nur, dass der Mann, der ihm den Brief übergab, ihn bat, niemandem etwas davon zu sagen und in keinem Fall, von wem er den Auftrag bekommen hatte. Noch nie habe ich Ihnen etwas Unwahres gesagt, auch jetzt nicht, und Wilhelm ist unschuldig. Von seinen Papieren wird er Ihnen selbst berichten, denn als sein Weib darf ich darüber nicht urteilen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie das Zimmer, in welchem sie, das Weib, den Mann und den Vater ihres Kindes zu verteidigen gezwungen gewesen war gegen Beschuldigungen, die, wenn sie wahr gewesen wären, sie zu der Elendesten aller Weiber und Mütter gemacht hätten. Ihre Worte und ihr ganzes Auftreten waren aber so überzeugend, dass keiner an ihrer Wahrheit zweifeln konnte. Freudig und zufrieden atmete der Pastor tief auf, und wie eine Erlösung klangen seine Worte: „Ich glaube der Lena vollkommen, so kann nur die Wahrheit aussehen und reden,“

Es war aber einer im Zimmer zugegen, der von den Worten der Lena nicht ebenso begeistert berührt war wie der

Pastor, den sie vielmehr geradezu zu Boden geschmettert hatten.

Der greise Dekan, der noch vor wenigen Minuten lebhaft und beredt an allem teilgenommen hatte, war in einen Sessel niedergesunken, regungslos und wie vom Schlag getroffen. Er stöhnte leise und hatte die Stuhllehne krampfhaft mit beiden Händen umfasst.

Fräulein Amalie, die zuerst den Zustand des Gastes gewahr wurde, eilte zu ihm und fragte teilnehmend: „Ist Ihnen unwohl, Herr Dekan?“

Er hörte die besorgten Worte nicht. Mühsam richtete er sich auf und trat an den Pastor heran:

„Herr Pastor, lieber Herr Pastor, helfen Sie mir, um Gottes Willen! O! Heilige Jungfrau, steh' mir bei — helfen Sie“ —

Erschrocken durch das Aussehen und die Worte seines alten Nachbars, eilte der Pastor ihm entgegen. „Was ist Ihnen, Dekan?“

„Der Brief, der Brief — das Geld ist meins — ist von mir — es ist mein Siegel — mein...“

„Hat der Schütz also doch gest ...“

„Nein, nein. Es war mein Brief und mein Geld, das nicht mit der Post zu befördern war. Nur durch persönliche Vermittelung konnte es an seinen Bestimmungsort gelangen. Mein Bote hatte den Brief wahrscheinlich dem Schütz zur Weiterbeförderung übergeben und —“

„Nun, beruhigen Sie sich doch, Herr Dekan. Von Schütz können Sie ja Ihr Geld zurückerhalten.“

„Nein, nein, das will ich nicht — alles wäre aus. Und verrät er den Namen des Mannes, von dem er den Brief

erhalten hat — so ist — heilige Jungfrau, bete für mein armes“ — Der greise Mann brach bei diesen Worten wieder auf einem Stuhl zusammen. In abgerissenen Sätzen redete er wie vor sich hin.

„Für meine arme gefesselte Mutter — war das Geld. Der ganze Ertrag meiner Arbeit. Allem habe ich entsagt — meine Kost war oft nur trockenes Brot. Jeden Groschen habe ich zurückgelegt. Und alles umsonst. Das wäre alles noch nichts. Auch wenn ich von hier noch weiter — nach Osten müsste — ich würde es gerne tragen. Aber, Herr Pastor, Herr Pastor, wer das eine Ende des Fadens in der Hand hat, kann an ihm entlang zum Knäuel gelangen. Gerade jetzt — wo die Söhne dieser Mutter ihr Leben hingeben — Oh! es ist furchtbar, wenn es durch mich geschieht —“

Jetzt verstand der Herr Pastor zu seinem Entsetzen das Vorhaben des Dekans — erkannte die gefesselte Mutter, der die Geldhilfe zugeordnet war — wusste, weswegen der Brief nicht mit der öffentlichen Post abgefertigt werden konnte und sah die Gefahr, welche dem Dekan drohte. Es war ein gefährliches Spiel, sich jetzt in solche Sachen einzulassen, jetzt, wo infolge der Unruhen schon Blut geflossen war.

Der Pastor bedachte sich nicht lange. Das Bekenntnis des greisen, tiefgebeugten Mannes war ja schließlich nur ein Vers des Hohen Liedes der Liebe und wenn es auch nicht dem Dekan zukam, diesen Vers aus dem Liede zu singen, so war er ja dadurch schon genügend bestraft, dass alle seine Opferfreude zunichte geworden war.

„Gut, Dekan — ich will Ihnen helfen. Morgen früh fahre ich nach der Stadt und werde tun, was möglich ist. Doch

versprechen müssen Sie mir, Ihr Geld für andere Zwecke zu verwenden.“

„Ich gelobe es — Gott stehe Ihnen bei, Herr Pastor“, erwiderte der Dekan und verließ das Pastorat.

Mit diesem Ausgang der Begebenheiten dieses Nachmittags war Fräulein Auguste nicht zufrieden, besonders nicht mit des Bruders Reise nach der weitentfernten Stadt und in dieser Jahreszeit.

„Musst Du, Christian, aller Menschen Angelegenheiten auf Dich nehmen — Du bist doch wahrlich kein Riese.“

„Indem ich anderen helfe, helfe ich vielleicht am meisten mir selber, liebe Auguste.“

Fräulein Malchen, die inzwischen in der Küche gewesen war, kam mit Tränen in den Augen herein.

„Du tust recht und bist wie immer gut, lieber Bruder, dass Du nach der Stadt fährst und dem Schütz seine Freiheit verschaffst. Ein Jammer ist's, die Lena mitanzusehen. Sie ist außer sich vor Gram über das Schicksal des Mannes und darüber, dass Du glauben konntest, sie habe Dir nicht die Wahrheit gestanden — sie hängt doch furchtbar an uns, die Arme.“

„Nun, Malchen, sage ihr, dass ich ihr unbedingt glaube — ich würde es selbst tun — kann sie aber nicht weinen sehen — nein, das kann ich nicht. Ich gehe jetzt und ordne alles für meine Reise. Sorgt Ihr dafür, dass Adam Riemer morgen früh fertig ist.“

* * *

Wieder saß der Pastor wie am Abend vorher am Schreibtisch.

Der Brief des Freundes aus dem Auslande lag vor ihm und er begann ihn nochmals durchzulesen. Aus den Zeilen des Freundes, der, wie er selbst, ein Kind der Steppe war, sich aber jetzt in der Lichtflut der großen Welt sonnte, hatte er gehofft, moralisch gestützt zu werden, und nun war er gerade im Gegenteil auch dieser Hoffnung beraubt worden. Der Brief lautete nämlich:

Lieber Freund Christian!

Soeben von einem zwar glänzenden, aber nichtsdestoweniger langweiligen Paradeabend zurückgekehrt, fand ich Deinen Brief auf meinem Schreibtisch vor. Ich möchte Dir danken, aber der Inhalt Deines Briefes unterdrückt bei mir ein derartiges Gefühl. Statt dessen will ich mich in aller Offenheit über denselben äußern.

Du schreibst, Du seihst unzufrieden mit Dir selbst, die neue theologische Literatur habe Deinen Glauben erschüttert, das einsame Leben in der öden Steppe in Dir die Sehnsucht nach der Großstadt ausgelöst und Dein Heim mit Deinen lieben alten Schwestern genüge Dir nicht. Du willst alles verlassen, um hier noch einmal aus dem Vollen zu genießen.

Lieber Freund, ich kenne Dich nur zu gut, um nicht in alledem nur oberflächliche Wellen zu sehen, die den mächtigen Strom des Unterwassers unberührt lassen. Ob dieser Strom nicht gar verspätete Liebe heißt? Da Du nicht darüber schreibst, will ich es bei einer Vermutung lassen.

Kurzum, Du hast weder Friede, noch Arbeitsfreude. Du glaubst, beides hier wieder zu erlangen. Glaub' doch das nicht!

Die Steppe ist öde, das geräuschvolle Leben hier ist noch viel öder. Dort hast Du niemand – hier verliert einer alle und sich selbst obendrein. Deswegen sehnt sich ein jeder fort aus dem Trubel, um sich nur einmal selbst wiederzufinden. Der Bemittelte flieht in die Berge, an den Meeresstrand oder in die Wälder. Der Arbeiter geht aus gleichem Trieb ins Gartenrestaurant. Alle aber suchen ... Ob sie sich auch finden? Die Unruhe ist der Alltagsgast überall. Jeder eilt vorwärts, wie von unsichtbaren Kräften gepeitscht – und wohin? Zu neuer Unruhe. Wo ist da der Friede!? Suchst Du Arbeitsfreude? Beim Arbeiter doch nicht? Er teilt sie mit der Maschine und die nimmt alles für sich. Unter den Gebildeten doch nicht? Die meisten von ihnen arbeiten ja nicht um der Sache willen, sondern des Gewinnes halber, der ihnen ein genussreiches Leben ermöglicht. Glaubst Du, dass Wissenschaft und Kunst ihren Adepten mehr bieten können? Ich bezweifle es fast. Nicht, dass ich dem Herrscher der Wissenschaft, der Kunst und Literatur das blendende Stirngeschmeide entreißen möchte. Ihre Ziele, die in der Wahrheit gipfeln, führen durch tausend und aber tausend Durchgangsarbeiten. Heute stellen sie in diesen als Wahrheit hin, wovon sie morgen nichts mehr wissen wollen. Wo bleiben da Friede und Arbeitsfreude? Wir alle, die wir in die alles verschlingende Mühle der Kultur hineingeraten sind, müssen den Schallboden für diese Durchgangsarbeiten abgeben. Ihr dagegen, abseits der Kulturtenne, erntet nur die

vollwertigen Körner. Wer von uns ist besser d'ran?... Auf die Religionsfrage will ich gar nicht eingehen. Du hast das Buch der Bücher und kannst es aufschlagen auf dem Gottesaltar der Steppe. Uns stimmt der Zeitgeist, das ist der Mehlstaub aus der Kulturmühle, zweiflerisch. Dein Heim ist Dir zu still? Freilich, die sorgende Liebe Deiner alten Schwestern kann Dir Weib und Kind nicht ersetzen, das ist wahr — aber sie bringt auch nicht die Sorgen, die die Schaffenskraft manches Mannes hemmen. — Und dann noch eins: es gibt eine geheime Kraft, die uns an die Heimatscholle fesselt. Was es ist, darüber sind wir noch nicht im Klaren. Aber eins ist gewiss: vom Mutterboden losgelöst, bleiben wir mehr oder weniger Fremde in der Fremde.

Nein, Freund, bleib' in Deiner Steppe und führe Deine Ansiedler zum Gestade des Meeres, das Liebe zu Gott und dem Nächsten heißt.

Sprich Du mit der Tulpe auf der Steppe, mit der heißen Sommersonne, mit den goldenen Ährenfeldern im Herbst, mit dem Steppensturm im Winter — alle werden Dir sagen: Du bist unser und wir lassen Dich nicht.

Nun lebe wohl und sei Deinem alten Freund nicht gram.

Karl.

Unmutig faltete der Pastor den Brief zusammen und legte ihn beiseite.

Beim Einpacken seiner für die Reise nötigen Kleider und Sachen murmelte er halblaut vor sich hin: „Alle können sie erzählen, reden und schreiben — das geht. Wenn sie, wie ich, eine sähen, die schöner ist als die Tulpe, wärmer als die

Sonne, goldiger als die Ähre und mächtiger als der Sturmwind — ja dann. — Nun, ich, Christian Bode, weiß es besser als ihr alle — mein Gewissen sagt mir: fort von hier — und wenn ich auch dabei zugrunde gehe — ich kann nicht anders. —

* * *

II

Früh am Morgen des folgenden Tages stand der Reiseschlitten des Herrn Pastors vor der Haustür angespannt.

Es war ein gar einfaches Gefährt. Auf breiten Läufen ein leichtes Holzgerippe, mit einem dichten Bastgeflecht überzogen, außer dem Bock für den Kutscher hinten im Schlitten ein Sitz aus Heu, von Teppichen bedeckt und durch mehrere Kissen für den Pastor hergerichtet.

Die zwei kleinen braunen Steppenpferde, denen es keiner zugetraut hätte, dass sie einen weiten Weg zurücklegen könnten, ließen sich das liebevolle Streicheln ihres Lenkers Adam Riemer Wohlgefallen.

Aus der Pferdeherde des Gutes hatte er selbst dieses Paar ausgesucht, und niemand in der ganzen Umgegend hätte den leisesten Zweifel gehegt, dass es im Ausdauern jemand mit Riemers Paar hätte aufnehmen können. Was die Steppe und deren Pferde anbelangte, war Adam Riemer eine Autorität. Schon als kleiner Knabe hatte er mit seinem Vater die große Pferdeherde der Mutterkolonien in dieser Steppe gehütet und den größten Teil seines Lebens im Sattel zugebracht.

Zu jenen Zeiten war die Steppe noch von der Kirgisenhorde in Anspruch genommen und die Riemers standen mit diesen Nomaden in regem Verkehre. Ja, waren

ihre Lehrmeister im Steppenleben und Pferdehüten geworden, und in vielem konnte man dies dem jetzt schon alten Adam Riemer noch ansehen. Keiner war vertrauter mit der Steppe, keiner hatte ein schärferes Auge als er.

Es war noch nicht ganz heller Tag, als der Pastor seine Reise antrat. Hell tönte die Glocke am Bügel des Stangenpferdes, begleitet von den kleinen Schellen des Nebengaules, während Riemer seine Peitsche dann und wann knallen ließ.

Der Pastor saß, eingehüllt in seinen schweren Wolfspelz, mit der warmen Pelzmütze auf dem Kopfe, die Füße in großen hohen Fellstiefeln, so in Teppiche und Kissen eingebettet, dass nur ein kleiner Teil seines Gesichtes der Luft ausgesetzt war.

Bald war den beiden das Gehöft des Pastorates aus den Augen verschwunden und die weite Steppe dehnte sich vor ihnen aus.

Sie lag da wie ein müdes, schlafendes Kind in seinem langen weißen Taufkleide und wollte immer tiefer und tiefer eingeschläfert sein. Dagegen hatte auch der junge Winter nichts einzuwenden, denn der Tag, der jetzt völlig angebrochen war, sah gar zu stumpfsinnig aus. Dem lohnte es sich keineswegs, die Schätze an Kälte, Schnee und Sturmwind, die er mitgebracht hatte, vorzuzeigen. Der Wind hatte es zu seinem eigenen Vergnügen versucht, das weiße Taufkleid in Falten zu legen, aber sie waren nicht tief oder hoch ausgefallen und vom Schnee gleich wieder ausgeglättet worden. Auf solcher Schlittenbahn lässt es sich gut laufen,

meinten die beiden Pferde, schlugen einen Trab an und spitzten die Ohren.

Das war für Adam Riemer ein gutes Zeichen, welches den Alten in die richtige Laune versetzte. Noch wohler wurde es ihm, als auch die letzten Ansiedlerkolonien, Sensenheim und Mannfeld aus dem Gesichtskreise verschwunden waren. Die Ansiedler mochte er nämlich nicht leiden. Die schöne Steppe und ihre herrliche Viehweide hatten sie mit ihrem Pfluge verdorben, hatten den Pferdehüter in dieser Gegend zugrunde gerichtet, die Kirgisen vertrieben und aus dem berittenen Hirten Riemer einen Kutscher gemacht. Nur gut, dass der Herr Pastor ihn dazu angenommen hatte, sonst hätte er selber noch das Unglück erleben können, mit dem scharfen Eisen seiner lieben Steppe die hässlichen schwarzen Wunden beibringen zu müssen, wie es der Bauern Lust war.

Gottlob, dass es nicht dazu gekommen war. Jetzt war es doch noch etwas von dem längst Vergangenen. Nur den Himmel über sich und die reine Steppe um sich. Es war eine Lust zu leben. Mit dem Nomaden war der Frohsinn ganz erwacht. Laut wie Freudenschüsse knallte die Peitsche mit der Roßhaarschmitze und die Pferde legten, bald das eine, bald das andere, ihre Ohren rückwärts, um zu hören, was ihr alter Freund ihnen zu sagen hatte.

Nach eingeholter Erlaubnis, seine Pfeife anzünden zu dürfen, kroch die kleine, kurzstielige Pfeife hervor; mit Feuerstahl und Stein wurde der Schwamm zum Glühen gebracht und auf den Tabak gelegt, der Deckel dann zugemacht. Die blauen Rauchwolken brachten nicht nur Ge-

danken, sie brachten auch Worte und ein stilles halbunterdrücktes Lachen mit sich.

„Was lacht er denn, Adam Riemer?“

„Über die Ansiedler kann sich einer krumm lachen — die sind zu dumm.“

„Wieso denn, Riemer?“

„Als ich gestern mit dem Schreiben beim Obervorsteher war, sagt' ich's ihnen. Männer, sagt' ich, mit Zaumzeug und zu Fuß kann einer auf der Steppe keine Pferde einfangen — im Sattel und mit Fangleine — da geht's.“

„Er meint also, dass der Schütz die Pferde nicht gestohlen hat?“

„Ja, wo hätt' er sie denn hingetan? Den Kergisen hätt' er sie verlauft. Zu dumm. Die können sich selber Pferde stehl — das kostet ihnen nix — und ist bei ihnen keine Sünd'.“

„Wieso?“

„Der liebe Herrgott, erzählen sie, hat die ersten Pferde für sie geschaffen — von denen stammen alle Gäul' auf Erden — und tut eins dem Kergis gefallen, so nimmt er's — sein eigenes zu nehmen ist doch nicht Sünd'. Erst recht nicht, wenn's von den Ansiedlern ist, denn die ackern ihnen die Steppe um, und bald muss der Kergis sein eigenes Land verlassen, weil kein Futter mehr da ist.“

„Wenn es Schütz getan hätte, wäre es dann auch keine Sünde gewesen?“

„Freilich war's sündhaft und schlecht — Pferde sind keine Mädels — dass er mit unserem Lenchen durchging, kann einer verstehen — junges Blut ist gleich, unter Menschen wie unter Pferden — hüten Sie mal junges Vieh im Herbst, wenn die

Nächte dunkel weiden und die Frucht reif ist — da heißt's aufpassen — bläst der Wind vom Haberfeld, da kann sich der Hirt nach den jungen Stuten und Hengsten umsehen — nicht mal der alte Führerhengst kann es verhindern, weil die jungen nicht alle in einer Richtung und zusammen durchgehen.“

Der Pastor musste über die Hirtenweisheit seines Kutschers lächeln.

„Wenn die Kirgisen die Pferde noch haben, glaubst Du, Riemer, dass sie sie 'rausgeben?“

„Den Ansiedlern nicht — aber der Lenchen geben sie sie, das Hab' ich ihr auch gesagt. Sie soll mal schnell hinmachen zu den Kibitken, die hinter Sensenheim am großen Salzteiche stehen — das ist nicht weit von uns — und der alten Kergisenmutter alles erzählen, von mir grüßen und um die Gäul' bitten.“

„Aber ohne Geld geben sie sie doch nicht?“

„Der Kergis hat auch Herz — und ich gab Lenchen alles, was ich bei Ihnen verdient habe — so um die 50 rum — ich mach' ja nichts mit Geld.“

„Hast Du ihr Dein Geld gegeben, Adam Riemer?“ rief der Herr Pastor erstaunt aus.

Sein Kutscher schien aber nichts gehört zu haben, er hatte sich ganz seinen Pferden zugewandt und ließ die Peitsche knallen, es mit den Worten verdeutlichend: „Dort sind die Brunnen — da gibt's Futter und Wasser.“

„Sind wir schon so weit, Riemer?“

„Ja, nach einer Stunde sind wir bei Zieglers,“

„Der Weg ist recht gut gewesen und die Marienhilfer zogen vorgestern abends die Sturmglocken wegen Schneegestöber.“

„Nicht doch, Herr Pastor, die hielten nur Kreuzgang, um Hilfe für dem Dekan seine alte kranke Mutter zu bitten.“

„Was Kreuzgang — für den Dekan seine“ —

„Ja, das ist so ihre Art. — Der Herr Dekan ist ein kreuzbraver Mann und seine Mutter soll krank sein und dabei festsitzen — was die Alte auch getan haben mag. Ganz Marienhilf betet für sie.“

Der Pastor war über diese Mitteilung seines Kutschers höchst erschrocken. Sollte das Gerücht von diesem Vorgehen des Dekans zu den Ohren der Behörden gelangen, so würden alle Bemühungen, den greisen Amtsbruder in seiner Stellung zu erhalten, vergeblich sein. Jetzt war aber keine Zeit, daran zu denken, denn „die Brunnen“, das erste Ziel der Fahrt, wo ausgeruht und abgefüttert werden sollte, war erreicht.

Einige sehr tiefe Brunnen, die auch im trockenen Sommer gutes Wasser in reichlicher Menge spendeten hatten der Herberge den Namen gegeben. Sonst war das ganze Gehöft den Verhältnissen in der Steppe genau angepasst. Reisende und Fuhrleute aller Art mussten hier anhalten, schon des Wassers halber, das weit und breit nur hier zu finden war. Das Wohnhaus bestand aus einer geräumigen Erdhütte mit einem Oberbau aus dicken Balken. In jener waren Liegestellen aus Brettern für Fuhrleute hergerichtet und auf einem großen Herd brannte ein Feuer, an dem sich die Leute wärmen durften und auch wohl kochen konnten. Den oberen Stock teilte eine Bretterwand in zwei Räume, von denen der innere

mit den zwei hohen Himmelbetten für die Wirtsleute und ihren verheirateten Sohn als Wohnzimmer diente, während der äußere Raum, die gute Stube, für Reisende eingerichtet war. Tisch und Stühle waren sauber gestrichen, die beiden Holzkanapees mit Teppichen bedeckt, über dem Tisch hing ein kleiner Spiegel und die Wände waren mit eingerahmten Bildern der kaiserlichen Familie und den Konfirmationsgedenklättern der Wirtsleute und ihrer Kinder geziert.

Der Hofraum war ringsum umbaut mit Vorrathshäusern, Ställen und Schuppen, wo die angereisten Fuhrleute ihre Schlitten und ihr Zugvieh einstellen konnten, um abzufüttern.

Der erste Schnee war in diesem Winter gefallen, die Bahn war recht gut und es herrschte daher ein reges Leben in der Herberge.

Alle grüßten den Pastor und die Wirtin geleitete ihn nach der guten Stube, wo sie ihm die schweren Reiseüberkleider abnahm.

„Sie wollen wohl heute noch weiter, Herr Pastor?“

„Ja, in ein paar Stunden, Zieglerin. Wie geht's bei Ihnen hier?“

„Alleweil geht's, gottlob, gut, Herr Pastor. Die Männer sind wieder zum Fruchtfahren gekommen, seit Schnee gefallen ist.“

„Wie ist denn der Weg nach den Kolonien an der Wolga zu?“

„Ei, der soll auch recht schön sein. — Ich bring' wohl den Esskorb gleich 'rein?“

„Jawohl. Kaffee und Zucker liegt gleich oben und nachher, wenn ich ausgeruht habe, machen Sie mir einen guten Kaffee, Zieglerin. Den Riemer sollen Sie aber auch nicht vergessen.“

„Versteht sich, Herr Pastor, der trinkt aber lieber Süßholztee.“

Bald sah der Pastor am Tisch, auf dessen weißer Decke die Teller mit Brot, Butter, Schinken, Wurst, gebackenem Huhn und Käse, alles Produkte der Heimat, ein köstliches Stilleben darboten. Die mehrstündige Fahrt in der frischen Winterluft lieferte das beste Gewürz zu jedem Bissen.

Auch an Gesellschaft fehlte es nicht, denn der Wirt, Ziegler, war eingetreten und hatte, vom Pastor dazu aufgefordert, auf der Bank zunächst der Tür Platz genommen. Nach Landessitte und Jahreszeit trug er einen am Oberkörper eng anschließenden Pelz aus Schafsfell, dessen unterer Teil weit wie ein Frauenrock bis an die Knie ging und die hochschäftigen Filzstiefel zutage treten ließ.

„Nun, mein lieber Ziegler, was gibt's denn bei Ihnen Neues?“

„Allweil ist viel zu tun. Der türkische Weizen ist hoch im Preis und alle wollen ihre Frucht 'reingefahren han.“

„So, so.“

„Der Schnaps war g'rad' schon ausgegangen, so viele Leute gab's die Zeit.“

„Geben Sie doch denen lieber Süßholztee mit Milch, das ist gesünder.“

„Wer weiß — een schöner Wermutschnaps ist ooch gut — schaden tut er net.“

Der Pastor hatte seine Mahlzeit beendet und hätte sich am liebsten etwas ausgeruht, aber sein Wirt fuhr fort:

„Wissen Sie ooch, Herr Pastor, dass sie den Schütz hier vorbei brachten — der Mann war g'rad'zu förchterlich zugericht' vor Kält' — und een Schnaps hätt' gutgetan, den wollt' er aber net. Wer hätt's ooch geglaubt, dass der Mann ein Dieb wär'.“

„Ach, das ist ja auch nicht wahr.“

„Na, da hat der Adam Riemer recht — er sagt's ooch — wollt' ooch schon einen schlagen, der so was glaben tät — den förchten die Leut' — der kann leicht einem das Pferd verwünschen, wie's die Kergisen tun.“

„Dass auch Sie an solch albernes Zeug glauben, Ziegler. — Sagen Sie Ihrer Frau, dass sie mir nach einer Stunde den Kaffee bringt — ich muss mich jetzt etwas ausruhen.“

Pünktlich nach einer Stunde kam der Kaffee. Jetzt war es die Wirtin, welche mit dem Herrn Pastor eine Unterhaltung anknüpfen wollte, weil sie dazu ihre ganz besondere Veranlassung hatte.

Es war ihr das anzusehen, und der Pastor fragte deshalb:

„Nun, Zieglerin, Sie haben etwas auf dem Herzen. — Sagen Sie's nur g'rade heraus.“

„Du lieber Gott, wie Sie unsereinem gleich alles ansehen können, Herr Pastor.“

„Reden Sie nur, denn gleich nach dem Kaffee will ich weiter, fönst wird mir der Adam Riemer ungeduldig.“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor — der Riemer war's g'rad', der mir gesagt hat: Wees, sprech' mit dem Pastor.“

„Nun, was ist's denn?“

„Unser Martin, was unser Jüngster ist, sollte zu Pfingsten unter die Konfirmanden. Kränklich ist er immer gewesen — weit ist's von hier zur Schule — und so ist er so ein bisschen schwach im Lesen. Ich möcht' Sie schön bitten, den Martin gleich nach Weihnachten zu sich ins Pastorat zu nehmen. Riemer sagt, er könnt' bei ihm in der Erdhütt' schlafen, und so könnt' er bei Ihnen ein bisschen lernen.“

„So, so, das hat Ihnen wohl der Riemer angeraten?“

„Ja. sehen Sie, Herr Pastor, der Riemer hat unsren Martin gern, weil er so leicht alle seine alten Liedchen singen gelernt und gern mitanhört, wenn er von den Kergisen verzählen tut.“

„Also,“ antwortete der Pastor lächelnd, „der Martin soll bei mir scharf ans Lernen zur Konfirmation, und Adam Riemer soll ihm alte Lieder und schöne Geschichten beibringen — das ist drollig. Gut, ich will Ihnen den Gefallen tun, Zieglerin — wenn ich nur zu der Zeit noch hier bin.“

Es dauerte etwas, bis die Wirtin die Worte des Pastors verstanden hatte, und erschrocken rief sie aus: „Sie wollen doch nicht fortmachen von uns aus der Stepp'! Wir täten uns ja die Augen ausgreinen! Jetzt g'rad', wo auch Martin in die Lehr' soll. Nein, Herr Pastor, das geht nicht — das geht nicht. Wenn Sie fortgehen, kommt keiner mehr her. Bei den Ansiedlern ist es auch so: wenn einer sein Rissland verlässt, nimmt's keiner mehr. Ihre Gemeinde bleibt ohne Pastor“ — das können Sie doch nicht wollen, Herr Pastor?“

„Nun, nun, Zieglerin, es ist ja noch nicht bestimmt, aber — —“

Ein „Gottlob“ und zwei helle Tränen waren die Antwort.

Es war dem Pastor recht willkommen, dass sein Kutscher nach den Sachen kam und zum Abfahren meldete.

Bald saßen sie wieder im Schlitten und im raschen Trab ging es vorwärts.

Wieder dehnte sich die weiße schneeige Ebene vor dem Auge aus. Ein mattroter Schimmer breitete sich flutend über die Schneefläche.

Die Abendsonne wurde sichtbar. Es war, als schäme sie sich, den ganzen langen Tag hinter Wolken ihr Spiel getrieben zu haben und wolle jetzt an des Tages Neige noch einmal ihre volle Pracht entfalten.

Es tat dem Auge weh, in den glühenden Sonnenball zu blicken, aber es war zu verlockend, die hohen welligen Uferberge der Wolga aus der Lichtflut hervortreten zu sehen.

War das ein Farbenspiel, dort nach dem Abendlande zu! Bald schimmerten die Berge in tiefem Blau, von Gold umsäumt, bald in Violett, das in rosiges Rot übergang, um, immer dunkler werdend, in Dämmerung zu erlöschen. Nur ein gelber Streifen am Himmel war geblieben, aus dem schon hie und da ein Stern hervorleuchtete.

Nach langer Zeit hatte so die Natur den Menschen auf der Steppe ein glänzendes Schauspiel vorgeführt, wenn auch nur für einige Minuten. Und ihre Bühne hatte sie diesmal am Abendhimmel aufgestellt, vielleicht, um anzudeuten, dass dort im Westen Leben, Kultur, Glanz, Farbenfreude, alles, was ein Menschenherz erfreut, zu haben ist.

Die Gedanken des Pastors folgten der Einladung der Natur in der angedeuteten Richtung. Aus der Stille und Einöde hatte er sich oft nach Leben und Kultur gesehnt, und

jetzt, nachdem der letzte Traum von Heimatglück ausgeträumt war und selbst der Traum nunmehr ihm als ein grobes Vergehen vorkam, trieb es ihn ohne Bedenken fort. Mit einem Zukunftsziel war das Leben in der Steppe möglich. Ohne ein solches Ziel zwischen der Gegenwart und dem Schweigen des Grabes war es nicht mehr möglich. Und nicht nur das, sondern es war ihm zur Pflicht geworden, die Stätte zu verlassen, wo er seinen letzten Mannestraum geträumt hatte, um völlig zu erwachen. Es regte sich in ihm etwas wie Freude in dem Bewusstsein, ein neues Ziel vor sich zu haben und alles daran zu setzen.

Und doch war es ihm so furchtbar weh ums Herz. Das Amt, die Gemeinde, das Heim, die alten Schwestern, die Grabstätten der Eltern und auch die Menschen hier, welche, so zusammengewürfelt sie auch waren, ihm doch so viel Liebe und Vertrauen entgegengebracht hatten — das waren doch alles Bande, die zu zerreißen — weh tat.

Die Gedanken ermüdeten noch mehr, zumal der Weg jetzt immer mehr über geackertes Land ging und daher schlechter geworden war.

„Wir sind wohl schon an der Koloniegrenze, Riemer?“

„Ja, Herr Pastor, das spürt einer auch am Weg — auch Strohhaufen gibt's schon, die sitzen geblieben sind, bis die Schlittenbahn besser ist,“

„Na, Riemer, ist er zufrieden, dass ich der Zieglerin ihren Martin ins Pastorat zu nehmen versprochen habe?“

„Ja, Herr Pastor, den Jungen mag ich gerne. Er hat mehr Hirtenart als Ansiedler und lernt Lieder so schön singen. Der kann schon viele Lieder und auch des alen Königs Fritz

Soldatenlied: „Nur immer langsam voran.“ Aus dem Martin wird noch ein Schulmeister, sollen Sie sehen, Herr Pastor.“

Der Weg war jetzt wieder ebener und besser und die Pferde hatten von selbst einen stärkeren Trab angeschlagen.

„Na guck nur mal da – der alte Braune hat schon die Kolonie gewittert, ist das ein gar kluger Gaul. Wir fahren doch bei Mutter Idt an, Herr Pastor?“

„Ja, versteht sich – und morgen früh geht's weiter, Riemer.“

„Gut, gut – morgen nachmittags sind wir in der Stadt.“

Es war mittlerweile recht dunkel geworden und das Fahren doppelt langweilig. Mit Freude begrüßte der Pastor dezhalb die Vorboten der Kolonie, eine Reihe Windmühlen und die Tennen des Ortes, welche durch Heu und Strohhaufen gekennzeichnet wurden. Sie erstreckten sich wie ein Vorort bis zur Kolonie hin und kaum war der letzte Haufen passiert, da tauchten auch die Lichter und Häuserreihen des Ortes hervor.

In die breiteste Straße oder eigentlich auf den Marktplatz des Ortes, auf welchem die Kirche stand, lenkte Riemer ein und hielt vor einem Hause an, über dessen Tor die Stange mit einer Laterne angab, dass Reisende hier Herberge finden konnten.

Lange brauchten sie nicht zu warten, bis das Tor geöffnet und sie von einigen Männern mit Laternen in der Hand in Empfang genommen wurden.

„Ist für den Herrn Pastor auch Platz bei Euch, Vetter Idt?“ fragte der Kutscher einen der Männer.

„Ja freilich“, antwortete der Wirt und half dem Pastor beim Aussteigen.

Oben auf der Haustreppe stand auch schon die Wirtin, Mutter Idt oder auch Wees Idt, wie sie von allen genannt wurde, mit einem Lichte in der Hand.

Sie war eine kleine, wohlbeleibte Frau in einer kurzen Pelzjacke und mit einem wollenen Kopftuche.

„Richtiger Gott, es ist der Herr Pastor aus der Stepp! Kommen Sie nur 'rein. Vater wird die Sachen schon gleich 'reintragen und uns're Jungens werden dem Adam Riemer ausspannen helfen.“

Sie öffnete die Tür zur guten Stube, welche, von einer Kerze erhellt und wohlerwärmt, recht einladend anmutete.

Die Wirtin stellte ihr Licht auf den Tisch und half dem Pastor aus seinen Überkleidern heraus. Die große Wanduhr in dem buntgemalten Schrank schlug eben langsam und mit Nachdruck Sieben.

„Guten Abend, Mutter Idt. Sind wir heute aber gut gefahren — eben Sieben und um Drei fahren wir aus.“

„Sie haben wohl an den Brunnen gefüttert, Herr Pastor?“

„Versteht sich, bei Zieglers!“

„Und wie geht's denn den Fräulein draußen auf der Stepp', die kommen ja gar nicht mehr her.“

„Den Schwestern geht's, gottlob, gut, und sie lassen Sie grüßen, danken auch für den Tabaksamen, den Sie ihnen geschickt haben, der war sehr gut, Mutter Idt.“

„Keine Ursache, Herr Pastor. Jetzt will ich aber hurtig machen, dass Sie was zu Essen kriegen und auch Ihren Tee will ich gleich fertig haben. Soll ich Ihren Eßkorb auspacken,

oder wollen Sie von unsrem Schweinefleisch und Bratwurst, Herr Pastor? Wir haben g'rad' geschlachtet, und Kartoffeln zur Wurst wären auch da?"

„Danke schön, Mutter Idt. Geben Sie nur, was da ist — aber teedurstig bin ich. — Dem Riemer geben Sie auch bitte zu Essen — er hat mich heute brav gefahren.“

„Gut, gut — es soll alles hurtig gemacht sein. Wir sind ja jetzt alle beisammen hier in der Wirtschaft, unser Lieschen mit ihrem Mann und Kind und der Sohn mit seinem Weibe — da geht's schnell.“

„So, so — dann wird's wohl auch die ganze Nacht Kindergeschrei geben.“

„Nicht doch, beileibe, Herr Pastor. Ich lasse für Sie hier am Ofen das Bett machen und im Zimmer neben Ihnen schlafen mir Alten.“

Die gute Stube der Herberge bei Mutter Idt war ein ziemlich großes Zimmer, dessen Hauptfarbe weiß, dessen größter Schmuck Sauberkeit war. Gegen das Weiß der Wände, der Zimmerdecke und Diele hoben sich die blau und rot gemalten Stühle, Tisch, Kanapees und der Uhrschränk prächtig ab, während Spiegel, Bilder und eingerahmte Konfirmationsgedenklätter das Auge von dem einförmigen Weiß der Wände ablenkten. Übrigens fanden sich in dem Zimmer für das Auge noch zwei Ruhepunkte: da stand der große Ofen, der weit in die Stube hereinragte und von der angrenzenden Küche aus geheizt wurde, dabei den Zweck hatte, als Backofen und Warme-spender für die gute Stube zu dienen. Und da stand in der einen Zimmerecke der Glasschränk, durch dessen Scheiben nicht nur Tassen, Teller,

Messer, Gabeln und Löffel sichtbar waren, sondern auch der Hausschatz an Büchern, unter denen die alte, in Leder eingebundene, von den Großeltern geerbte Bibel den Hauptplatz einnahm; auf dem obersten Brette wurden die Feiertagspuppen und das Spielzeug der Kinder aufgehoben.

Nach einer Weile erschienen die beiden jungen Frauen des Hauses, um ihre Arbeit zu verrichten, den Tisch für das Abendbrot zu decken und das Bett des Herrn Pastors zu machen. Aus dem Holzkanapee, das zwischen dem großen Ofen und der Wand stand, war bald ein Haufen Federbetten, Kissen und Decken geworden, welcher dem Pastor eine gar weiche Ruhestätte in Aussicht stellte.

Das Abendbrot, das inzwischen aufgetragen worden war, gab ein noch besseres Zeugnis von Mutter Idts tüchtigen Eigenschaften als Wirtin. Alles glänzte nur, und die Speisen hätten für ein halbes Dutzend Menschen genügt. An der Teemaschine hatte die Wirtin selber Platz genommen.

„Sie haben mir viel zu viel aufgetischt, Mutter Idt.“

„Lassen Sie sich's nur gut schmecken, Herr Pastor. Es ist wohlgemeint, wenn es auch nicht so ist, wie Sie's zu Hause haben.“

„Nun, Mutter Idt, eine solche Bratwurst haben wir nicht — die ist vorzüglich. Es geht Ihnen hier in den alten Mutterkolonien doch besser als den Ansiedlern.“

„Ei beileibe, die hatten den Sommer Regen und ernteten gut. In unsrer Grenz' gab's auch keinen Tropfen Wasser. Hätten wir Weibsleut nicht mit dem Tabaksbau Glück gehabt, so mär's g'rad'zu ein armes Jahr geworden.“

„So - so.“

„Der Tabak war auch schön im Preis und so ist's doch gut gegangen. Weizen will eben gutes frisches Land, so wie's die Ansiedler haben — aber das gibt's hier nicht.“

„Der Idt hat ja doch ein Stück eigenes Land in der Steppe?“

„Es ist zu weit von hier und zu schad', um's zu verpachten, Herr Pastor.“

„Es ist gar nicht weit von mir, dort in der Nähe von den Kirgisen.“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, unser Vater meint auch, Sie sollten's uns abkaufen — wir täten es Ihnen ganz billig hergeben.“

„Ist's groß, das Landstück?“

„So um die 50 rum und g'rad' g'nug für einen fleißigen Ansiedler.“

„Ich brauch's nicht, Mutter Idt, aber der Probst Neumann, wollte immer ein Stück Land haben. Liegt Ihres am Wasser?“

„Am kleinen Irsch, Herr Pastor.“

„Gut, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

„Das wäre sonst auch für den Verwalter Schütz ein schönes Stück gewesen.“

„Sie wissen doch, dass der festsitzt?“

„Ja und auch, dass er gestohlen hätt' — ist aber nicht wahr, Herr Pastor. Die Lena tät' eher verhungern mitsamt ihrem Kind', als dass sie solch' Untat zugeben möcht'.“

„Und doch, Mutter Idt, ging sie uns durch.“

„Ach, großer Gott, Herr Pastor, dahinter steckt was — das sag' ich Ihnen.“

„Ja, was denn?“

„Die beiden, Lena und der Schütz, waren ja hier in der Kolonie, um sich von uns'rem Pastor trauen zu lassen. Der tat's aber nicht. Der meint' auch, dass mit den Leuten was Besonderes war, weil Lenchen immer so verweint ausgesehen. Die und unser Lieschen waren ja schon als Meine gut zueinander, und Lenchen ist hier in der Kolonie geboren selbiges Jahr wie Lieschen, war ja schon ein großes Mädchen, als ihr Vater als Schulmeister nach Lilienflur ging. Nun, so ist sie immer bei uns gewesen und ich hab' sie auch immer lieb gehabt. Aber so ein Jammer und Gewein, wenn man doch Braut ist und Weib werden will, Hab' ich ja mein Lebtag nicht erlebt. Sie kreischte nur immer, dass sie gegen Sie, Herr Pastor, so schlecht gehandelt hätte und dass sie Ihnen nimmer vor die Augen kommen dürfte. Na, Lenchen, sagt' ich zu ihr, warum bist denn so dumm gewesen und hast das Pastorat verlassen, wenn's Dir so leid tut?“

„Was hat sie denn geantwortet, Mutter Idt?“

„Gar nichts, nur dass sie's gemusst. Da seh' ich sie an und sag': Lenchen, aber man sieht Dir doch noch nichts an. Blutrot, sag ich Ihnen, wurd' sie und sagte nur: Herr Gott, so tut vielleicht der Herr Pastor auch glauben. Nein, so eine Braut ist mir nicht vorgekommen, und dabei war der Schütz so lieb und gut mit ihr, g'rad' als ob sie ein krankes Kind gewesen wär'.“

„So, so. Wo sind sie denn dann getraut worden, Mutter Idt?“

„Ei, in der Nachbargemeinde und lang hat's gedauert, weil die Papiere immer nicht alle da waren. Zuletzt hat's der junge Pastor doch getan und der hat dann ja auch ihr Kind getauft.“

Mit dem Schütz mag wohl nicht alles so ganz recht sein — aber ein Dieb ist er nicht.“

„Das glaube ich auch. Deswegen will ich in der Stadt zusehen, dass er loskommt, Mutter Idt, und dass er wieder zu seinem Weibe und Kind kommen kann.“

„Du lieber Gott, wie Sie doch immer gut sind gegen arme Leut', Herr Pastor.“

„Nicht doch — das heißt nicht gut sein, wenn einer seine Pflicht tut. Lenchen ist ja bei uns groß geworden.“

„Aber, Herr Pastor, wenn der Schütz auch wieder loskommt — dahin, wo die bis jetzt gewohnt haben, kann er doch nicht zurück, weil die Leut' immer auf ihn schimpfen täten und das kann auch der Gutmütigste nicht lange vertragen. Unser Vater und auch unser Lieschen meinte, dass das Stück Land, das wir Ihnen so gern verkaufen möchten, g'rad' recht für den Schütz passen tät'. Dort ist auch schon eine fertige Erdhütt', und Sie können es denen verpachten, Herr Pastor.“

„Ich will es mir überlegen, aber besser ist es, wenn mein Onkel, der Probst, es kauft, und der kann's dann auch auf Pacht geben.“

„Das geht auch und niemand hätt' was zu schwätze', Herr Pastor.“

„Nun, Mutter Idt, will ich für das gute Essen danken. Lassen Sie abräumen, denn ich muss morgen früh auf, um beizeiten in der Stadt zu sein. Um sechs bringen Sie mir morgen den Kaffee, so kann ich um sieben im Schlitten sitzen.“

Der Wunsch des Pastors wurde gleich erfüllt und die weichen Federkissen umschlossen bald seinen müden Körper.

Das Licht war ausgelöscht. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause. Nur die alte große Wanduhr fuhr fort in ihrem gewohnten einförmigen Gespräche. Tick für das eine Auge — Tack für das andere, so wollte sie, dass die Augen des Pastors sich schließen sollten, aber sie taten es nicht, sondern starrten in die Finsternis des Zimmers hinein. Hier wanderten die Gedanken umher und jedes mal, wenn das Ticken der Wanduhr die Augenlider zumachen wollte, war gleich ein Gedanke da und öffnete sie wieder.

Warum hatte denn Lenchen so geweint und was tat es ihr, ob sie ihn, den Pastor, je wieder sah. Damals, als sie aus freiem Willen dem Manne gefolgt, mochte sie doch glücklich gewesen sein. Jetzt war sie von selber wiedergekommen, um für ihren Mann zu bitten — unglücklich war sie nicht mit ihm.

Der weiche Federpfühl hatte der Schwere des Körpers nachgegeben, und es lag sich hart auf dem Lager. Dem geheizten Backofen entströmte eine unausstehliche Hitze. Zu allem begann das Kind der Tochter des Hauses zu schreien. Dem Pastor wurde es zu viel.

„Warum Hab' ich mich nur mit allen diesen Menschen und Dingen eingelassen. Auguste hat, wie immer, recht — hätte es bleiben lassen sollen — lasse doch jeden zusehen, wie er am besten zurecht kommt.“

Das Kind hatte währenddessen aufgehört zu weinen. Weich wurde das Lager den müden Gliedern, und dem Frösteln der Gedanken tat zuletzt die Wärme des Ofens gut.

Länger vermochte auch das Dunkel des Zimmers die Gedanken nicht festzuhalten. Gesiegt hatte die alte Wanduhr und die Augenlider zuletzt geschlossen.

Hinter ihnen aber tauchten noch vereinzelt Bilder auf. Da stand Lenchen mit rotgeweinten Augen, Schütz hob seine mit Fesseln belegten Arme empor, die beiden alten Schwestern standen traurig auf der Treppe des Pastorates und zuletzt kam noch die greise Gestalt des Dekans, ganz zusammengebrochen und mit einem Bündel auf dem Rücken, das Haupt zur Hälfte kurz geschoren wie bei denen, die noch weiter nach dem eisigen Osten sollten.

Es war ein Ringen zwischen Bildern und Schlaf. Da kam die selige Mutter und legte, wie sie es zu ihren Lebzeiten getan hatte, ihre feine zarte Hand auf die Augenlider und strich leise, ganz leise über seine Stirne. Schlafe, schlafe, mein liebes Kind — mein braver Sohn — mit meiner Mutterliebe hab' ich Dein Herz ausgefüllt — Dein Leben ist Glücklichmachen anderer, so wie mein Leben Dein Glück wollte. Die Liebe ist unser Leben, mein Herzenskind, und ich sage es Dir: es ist die Seligkeit auf Erden und im Himmel, Schlafe, schlafe!

Das große Kind mit dem weichen Herz schlief ein, tief und ruhig wie einst das kleine unter den Liebkosungen der Mutter, —

Es war noch ganz finster draußen, als die Wirtin dem Pastor am folgenden Morgen den Kaffee brachte. Sie fand ihren Gast schon reisefertig.

„Sie haben doch gut geschlafen, Herr Pastor?“

„Sehr schön, Mutter Idt, danke Ihnen. Wie ist es denn draußen?“

„Ei, aber sehr kalt ist's, trinken Sie nur Ihren Kaffee recht heiß, denn es wird heute eine kalte Fahrt.“

„Hat keine Not. Wie viel bin ich Ihnen denn nun schuldig, Mutter Idt?“

„Aber, was glauben Sie denn, Herr Pastor! Wir sind doch keine so unchristlichen Leut', dass wir uns noch bezahlen ließen, wenn Sie einmal bei uns übernachten. Nein, nein, Herr Pastor — da käm' ich schön an beim Vater Idt, wenn ich von Ihnen etwas nehmen tät'.“

„Das ist doch zu viel, Mutter Idt. Dann nehmen Sie aber wenigstens dieses blanke Geldstück für Ihren Enkel, der so brav gewesen ist und nur ein einziges Mal geweint hat.“

„Danke, Herr Pastor, zum Andenken soll er's haben.“

Vor der Tür draußen wurden die Pferde schon unruhig und das Klingen der Schellen mahnte zum Aufbruch.

Mit frischen Kräften und bepelzt saß der Pastor wieder in seinem Schlitten und freute sich des sternenhellen Morgens. Sie fuhren an der Dorfkirche vorbei, deren schlanker Turm wie ein gewaltiger Zeigefinger zum Himmel

empor wies. In den Häusern brannte Licht oder leuchtete das Feuer auf dem Herd durch die Fenster. Aus den Schornsteinen stieg der Rauch auf in schlanken Säulen, die sich hoch oben in der Luft vereinigten und sich wie ein Schleier über die Kolonie ausbreiteten. Allmählich verblassten die Sterne. Ein gelblicher in Orange übergehender Lichtstreifen am Himmel, gegen den sich dunklere Wolkenfetzen wie zerlumpte Menschengestalten abhoben, verkündete die aufgehende Sonne.

Auf dem gut aufgefahrenen Weg ging es rasch vorwärts. Rechts und links tauchten in der Ferne Kirchtürme, Windmühlen und verschwommene Umrisse von Dörfern auf. Wege kreuzten sich, und öfters musste der Schlitten des Pastors entweder entgegenkommenden ausweichen oder an anderen vorbeifahren.

Eine kurze Mittagsrast wurde in einem am Wege liegenden russischen Dorfe gemacht. Von den Kolonien unterschied es sich hauptsächlich durch die verschiedene Bauart der Kirche, welche mit ihren fünf Kuppeln sich ganz anders ausnahm als das Gotteshaus, das man in einer Kolonie sehen konnte. Auch die Häuser an der Dorfstraße waren etwas anders gebaut, reicher mit Schnitzereien über Tor, Fenstern und am Dache verziert, während das Dach selber aus Stroh bestand. Mitten in der Hauptstraße des Dorfes befand sich der Brunnen, an dem das Vieh getränkt wurde. Gerade, als der Schlitten des Pastors angefahren kam, wurden die Pferde unter dem Jubel und Geschrei der Kinder des Dorfes zur Tränke getrieben. Das war ein Leben auf der Straße. Die kleinen Buben in ihrer Wintertracht und die Füllen

mit ihren ruppigen, langen Winterhaaren gaben ein humorvolles Bild des Winters. Um alles besser zu sehen, hatte der Pastor seinen großen Pelzkragen heruntergeschlagen und wurde jetzt von allen erkannt und freundlich begrüßt. Es war ja der Pastor aus der Steppe, bei dem der eine auf Feldarbeit gewesen, dem anderen in Futternot einmal ausgeholfen worden war. So kannten ihn die meisten und die den Pastor selber nicht erkannt hatten, hatten Adam Riemer erkannt und wussten jetzt, woher der Schlitten gekommen war.

Während seines Aufenthaltes unterhielt sich der Pastor mit seinem Wirte, welcher Dorfältester war und dem das schönste Haus im Orte gehörte. Dieser erzählte, dass bei ihnen im Dorfe bis jetzt alles ruhig gewesen sei. Es verbreiteten sich aber mancherlei Gerüchte, dass die Bauern nicht nur aus der Leibeigenschaft befreit worden, sondern dass ihnen auch das sämtliche Land ihrer ehemaligen Herren zugeteilt worden wäre. Viele schenkten diesen Gerüchten Glauben, da sie meinten, dass ein Bauer ohne genügend Land übler daran sei, als ein Leibeigener. Die Gutsbesitzer wollten aber ihre Güter nicht hergeben und da hätten die Bauern in etlichen Dörfern zur Gewalt gegriffen. Aus Furcht hätten einige Grundbesitzer ihren Besitz verlassen und wären nach der Stadt gezogen, um behördlicher Unterstützung sicher zu sein.

„Aber Du, Batjuschka,“ schloss der Dorfälteste seine Erzählung, „Du kennst uns und wir Dich, Du weißt, dass die heilige Erdscholle nicht mit Blut und Tränen getränkt sein will, sondern mit dem Schweiß der Bauern. Sprich Du für

uns, und wenn Du zurückkehrst, will ich Dich mit Tee bewirten.“

Von den Zerwürfnissen zwischen Gutsbesitzern und Bauern hatte der Pastor schon öfters gehört, aber auch, dass es den maßgebenden Behörden jedes mal gelungen war, den Streit beizulegen. Er tröstete seinen Wirt damit, aber er kannte das Volk hier doch zu genau, um nicht herauszufühlen, dass der Dorfälteste nicht ohne Grund so kummervoll aussah.

Die Zeit, die zur Rast angeschlagen worden war, war verstrichen und bald befand sich der Pastor wieder unterwegs. Immer näher kamen die steilen Uferberge der Wolga. Erst waren sie in Blau gehüllt und sahen von weitem aus wie Wolken. Allmählich erglänzten die von Schnee bedeckten Spitzen der Höhen, bestrahlt von der Sonne und ließen die Uferkette deutlich hervortreten.

„Ich will machen, dass wir ans Ufer kommen, ehe es dunkel wird, denn auf dem Eise kenn' ich mich nicht so genau aus, wie auf der Stepp', Herr Pastor.“

„Da tut er recht, Riemer. Die Löcher der Fischer können manchmal gefährlich werden.“

„Ich fahr' Sie wohl, wie immer, zu dem Tatarenwirthaus am Markt?“

„Versteht sich — dort steige ich ab und Du fährst zum Schäfer, der Dich und die Pferde kennt.“

„Das ist noch ein Glück, dass die Leut' dort sind, sonst war's in der Stadt nicht zum Aushalten, Herr Pastor.“

„Wieso, Riemer?“

„Na, die Stadtleut' sind ja immer wie unsereins Sonntags angezogen. Ob die je auch schlafen? Ist das ein Leben, tags und nachts — wie sie's nur aushalten!“

Adam Riemer musste seine Betrachtungen einstellen, denn eben langten sie am Flussufer an und lenkten hinab auf die Eisfläche.

Es dauerte kaum ein paar Stunden und die große Residenzstadt jenseits des Flusses war erreicht. Mit dem bergigen Ufer, das steil zum Flusse abfiel und von Tälern und Schluchten vielfach durchschnitten war, hatte die Stadt eine terrassenförmige malerische Lage gewonnen. Die Sonne war dem Untergehen nahe und gab der Stadt ihren Abendkuss. Ihre scheidenden Strahlen umgössen die vergoldeten Kuppeln der vielen Kirchen noch einmal mit hellem Glanz. Über das Häusermeer breitete die Dämmerung sachte ihre Fittiche. Es war ein schönes und stimmungsvolles Bild.

In der Nähe ließ es sich nur nicht genießen, denn schon auf der steilen Uferstraße war ein großes Gedränge von Fuhrwerken und Fußgängern, so dass der Kutscher des Pastors sein Gespann mit Aufmerksamkeit lenken musste, um vorwärts zu kommen. Es gelang dem Riemer aber gut, und stolz hielt er vor dem Eingang des Hotels. Geringschätzig sah er von seinem erhabenen Kutscherbock den galonierten Portier des Gasthofes an, der den Pastor und seine Sachen in Empfang nahm, und fuhr dann zu seinem Absteigequartier.

Im Gasthofe herrschte noch Ruhe und der große Speisesaal war menschenleer. Dem Pastor waren ein paar prächtig ausgestattete Zimmer neben dem Saale eingeräumt worden. Nach der anstrengenden Reise war es ein Genuss,

sich bei einem Glas Tee in einem bequemen Sessel niederzulassen und die Tagesblätter, die das Neueste aus der ganzen Welt brachten, durchzusehen.

Aber auch diese Rose hatte ihre kleinen, versteckten Dornen. Die Zeitungsberichte über die Unruhen in Polen und die ernsten Maßnahmen gegen dieselben stellten die Aussichten des Dekans in keine günstige Beleuchtung. Auch im übrigen stand in der Zeitung nicht viel Erquickliches zu lesen, allerhand Verbrechen, Unglücksfalle, Not und Unzufriedenheit, gehässige Schreiben, viele verlorene, aber wenig gefundene Sachen, alles das war wohl neu, aber nicht gerade erhebend.

Nichts zu machen, die Welt ist, wie sie ist, und die Menschen ebenfalls. — Alles sogleich zu erfahren ist aber nett. Der Pastor legte die Zeitung weg und begab sich nach dem Speisesaal, um durch ein frühes Abendbrot das versäumte Mittagmahl zu ersetzen.

Im Speisesaal war es unterdessen lebendig geworden. Hinter dem Schenktisch, der mit allerhand kalten Speisen für einen Zubiss ausgerüstet war, thronte der Wirt selber und gab acht, dass die Gäste gut bedient wurden. Unter anderen Gästen war da auch eine ganze Gesellschaft, die den größten Tisch des Saales besetzt hatte und irgend ein Fest zu feiern im Begriff stand. Es ging bereits recht heiter her.

Der Kellner, der dem Pastor die Speise auftrug, bemerkte, dass die Gesellschaft eben ein neuvermähltes Paar begleitet habe und nun hier den Hochzeitsschmaus beenden wolle. Es waren alles junge Leute, deren Augen vor Lebensfreude blitzten. Der Schaumwein, der unter ihnen herumgereicht

wurde, erhöhte die frohe Stimmung. Es war ein Vergnügen, auch von ferne an der jungen Freude der heiteren Schar teilzunehmen und für den Pastor ein um so größeres, als es lange her war, seit er Derartiges gesehen hatte.

Die Freude steckt an und der heitere Ausdruck bewies, dass auch sein Gemüt leichter geworden war.

Lange hielt es aber nicht an.

Einer der Brautschaffner hielt eine Ansprache und versicherte den Brautjungfern in blumiger Rede, dass der Mann ohne das Weib ein Unding auf Erden sei, da er niemals zu einem Fest der Freude, wie sie es eben feierten, veranlassen könne. Er hoffe, dass die Brautschwestern nicht zögern möchten, dem Beispiel der Braut zu folgen.

Die Freude wurde immer lauter — als Gast war sie gekommen, nun war sie hier wie zu Hause.

Dem stummen Zuschauer in der Ecke des Saales, der so ruhig bei einer Tasse Kaffee seine Zigarre rauchte, hatte sie aber ihre Stiefschwester, die Wehmut, leise zugeschoben. Er gerade war ein solches Unding, von dem der Schaffner geredet, ein Mensch, für den keine Wange erglühte und kein Auge erglänzte, für den es nur eins gab: den Ernst des Lebens.

Alles, was ihn hierher gebracht, war doch bloß das herbe Gebot des Leidens. Schlecht passte er in diese Umgebung, in der das Hoch auf die Freude ausgebracht wurde.

Auf Veranlassung der heiteren Schar erschien eine Musikkapelle und spielte zu munterem Reigen auf. Die Freude wurde unter den jungen Leuten bald zu einer ausgelassenen Dirne, die sich nicht scheute, auch den übrigen Gästen im Saale ihren Besuch abzustatten.

Es wurde dem Pastor zu viel. Verstimmt zog er sich in sein Zimmer zurück und überließ sich der ersehnten Ruhe.

Schon wollte sich der Schlaf einstellen, als einzelne Töne, bald ganze Sätze der Musik vom Speisesaal herüber zu dem Zimmer des Pastors drangen und das Gepolter der Tanzenden kam hinzu. Die Tür, welche zum Gange führte, wurde unaufhörlich auf- und zugemacht, und g'rade vor der Tür der Fremdenzimmer hatten sich angeheiterte Herren einen Platz ausgesucht, um ihre Streitigkeiten auszutragen.

Es war nicht zum Aushalten. Da war doch die Stube der Mutter Idt und das einfache Bett bei ihr vorzuziehen. Dort hatten Gedanken und Träume das Dunkel des Zimmers belebt, hier grinste nur die Fratze des Ärgers aus der Finsternis hervor. Erst gegen Morgen wurde es ruhig im Hause.

Trotz der mangelhaften Nachtruhe war der Pastor früh genug auf, um die Sprech- und Empfangsstunde des Gouverneurs nicht zu verpassen.

Im Hinaufgehen warf er einen Blick in den gestern so eleganten Speisesaal. Dort war alles in wüster Unordnung; ein übernächtiger Kellner saß nickend in einem prächtigen Sessel; der festlich gedeckte Tisch, dessen weiße Decke mit Wein Übergossen worden, war jetzt mit halbzerbrochenen Gläsern, umgeworfenen Weinflaschen und dergleichen bedeckt, und das ganze Zimmer zeigte die Kehrseite des freudentrunkenen Lebens. —

Im Empfangszimmer des Gouverneurs hatten sich noch keine Bittsteller eingefunden. Der junge diensttuende Beamte konnte den Pastor deswegen sogleich anmelden und sah mit Verwunderung, mit welcher zuvorkommender Herzlichkeit der Angemeldete vom Gouverneur begrüßt wurde.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Pastor Bode, und nehmen Sie bitte Platz.“

„Ich danke Ihnen, Ew. Exzellenz.“

„Belieben Sie vielleicht eine Zigarette, Herr Pastor? — Ich schulde Ihnen noch Dank für Ihre Gastfreundschaft während meines Aufenthaltes in Ihrer Steppe. Die Zeit ist mir unvergesslich geblieben. Ihren Schwestern geht's hoffentlich gut?“

„Ja, ich danke Ihnen, uns ist es gut gegangen, Exzellenz.“

„Nun, Sie, Herr Pastor, den ich für den Beneidenswertesten auf Erden halte, brauchen doch von mir keine Hilfe, und Ihre Steppenansiedler sollen dieses Jahr eine vorzügliche Ernte gehabt haben.“

„Allerdings, Exzellenz, und ich bin so kühn, Sie mit diesem Besuch aus ganz persönlichen Gründen zu belästigen.“

„Nun, so lassen Sie mal hören, was es ist. Für Sie bin ich gern bereit, alles zu tun, was mir möglich ist.“

„Die Sache gilt meinem ehemaligen Verwalter Wilhelm Schütz, der vor einiger Zeit in das hiesige Gefängnis eingeliefert worden ist, des Pferdediebstahles verdächtig — und der Mann ist unschuldig.“

„Aber, wie ist denn so was möglich gewesen, Herr Pastor?“

In aller Kürze erzählte der Pastor dem Gouverneur die Geschichte.

„Warten Sie mal, Herr Pastor. Da fällt mir jetzt ein, dass man mir von einem Verbrecher berichtet hat — gleich, gleich — hier ist der Rapport.“

Der Gouverneur warf nur einen Blick auf das Papier und fuhr fort: „Wilhelm Schütz, so heißt auch dieser — aber dieser ist hierher geschickt worden, weil er eine größere Summe Geldes bei sich hatte, die ihm nicht gehört und über die er jede Aussage verweigert.“

„Das ist derselbe Mann, Ew. Exzellenz.“

„Aber, lieber Herr Pastor — das ist ja ein ausgemachter Dieb.“

„Das ist er eben nicht, Ew. Exzellenz. An dem Pferdediebstahl ist er ganz unschuldig und mit dem Gelde, das bei ihm gefunden worden ist, hat es eine ganz andere Bewandtnis.“

„Nun, dann wollen wir es dem Gericht überlassen, die Wahrheit auszuforschen, Herr Pastor.“

„Ew. Exzellenz, das ist g'rade, was ich nicht für wünschenswert halte, und wollen Sie mich anhören, werden Sie, hoffe ich, mir beistimmen.“

„Ja, warum tut denn der Kerl so geheimnisvoll mit dem Gelde?“

„Weil er sein Wort gegeben hat, darüber zu schweigen, Ew. Exzellenz.“

„Donnerwetter, klingt das aber fabelhaft, sein Wort gegeben — ein gewöhnlicher Arbeiter. Na, hören Sie, Herr Pastor, aber —“

„Ew. Exzellenz, der Schütz ist aber kein ganz gewöhnlicher Arbeiter. Er hat bei mir als Verwalter gedient und es zeigte sich, dass er mehr als andere seinesgleichen gebildet war, er war viel gereist, sogar in Deutschland und anderwärts —“

„Poztausend noch einmal, Ihre Geschichte wird immer bunter, Herr Pastor. Haben Sie seine Papiere nicht geseh'n — woher er ist und —“

„Nein, Exzellenz, wir sind in der Steppe nicht neugierig — wir brauchen Arbeitskräfte und keine Papiere.“

„Und Sie verwenden sich für einen, den Sie nicht kennen?“

„Weil ich den Beweis habe, dass er unschuldig ist. Die Pferde hat er nicht gestohlen und das Geld hat er von einem erhalten, der es mir selbst gesagt hat. Und zwar hat der Schütz es in Empfang genommen, ohne sogar zu wissen, dass der Brief Geld enthielt und sollte denselben an einen anderen abgeben.“

„Wer schickt denn Geld auf diese Weise, wo wir ja doch die Post haben?“

„Ew. Exzellenz, ich werde Ihnen die volle Wahrheit sagen: Das Geld gehört meinem Amtsbruder und Nachbarn Stankiewicz in der Ansiedelung Marienhilf und war bestimmt, seiner gefesselten Mutter zugeschickt zu werden, die aber per Post nicht zu erreichen gewesen wäre.“

Bei dieser Nachricht war der Gouverneur von seinem Sessel aufgestanden, und fein sonst gutmütiges und Wohlwollendes Gesicht wurde streng und finster. In großer Erregung schritt er im Zimmer auf und ab.

„Also noch dazu Geld für seine gefesselte Mutter! So, so — nun ist er fest — ich kenne seine gefesselte Mutter — jetzt ist es aber aus mit meiner Geduld. Wissen Sie auch, Herr Pastor, dass er für dieselbe gefesselte Mutter auch Fürbitte veranstaltet hat — wissen Sie das, Herr Pastor?“

„Ja, Exzellenz,“ erwiderte der Pastor in gelassenem Tone, „auch das ist mir bekannt,“

„Und da wollen Sie, dass — —“

„Ew. Exzellenz, den Schütz frei und meinen greisen Nachbarn unbehelligt lassen.“

„Pastor Bode,“ erwiderte der Gouverneur sehr ernst, „Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern — wissen nicht, dass jetzt um die gefesselte Mutter blutig gekämpft wird. Dort werden solche Leute wie Ihr Nachbar streng bestraft und hier bei mir sollte ich sie laufen lassen? Nein, weiter nach Osten soll er verschickt werden!“

„Verzeihen Ew. Exzellenz, wenn ich nicht Ihrer Meinung bin.“

„Weil Sie den Mann nicht kennen und nicht wissen, dass er aus Gnade hier eine Stelle erhalten hat unter der Bedingung, sich nur mit seinem Amte zu befassen.“

„Er hat mir, Ew. Exzellenz, die Geschichte seines Lebens offenherzig erzählt. Aber ich weiß noch mehr — ich weiß, dass er ein alter, greiser Mann ist, dass sein Herz niemals von der Liebe zu Eltern und Geschwistern erfüllt gewesen ist, weil

er ein Findelkind war, welches von einem Volke geboren und von der Kirche erzogen wurde. Das Geld, das er seiner Liebe geopfert, hat er durch Entsayungen aller Art zusammengebracht — gehungert hat er, gedarbt.“

„Unbegreiflich, dass Sie, Herr Pastor, sich für ihn so begeistern!“

„Nein, Exzellenz, das ist nicht unbegreiflich, denn es gilt hier nicht ein Verbrechen, es gilt eine Herzensangelegenheit eines Menschen, der auf diese Weise das vierte Gebot zu erfüllen wähnt.“

„Sie bemühen sich vergebens, Pastor Bode, und kennte und schätzte ich Sie nicht hoch, so müsste ich auch an Ihrer Treue zweifeln.“

„Und doch, Exzellenz, werde ich Ihnen gleich zeigen, dass ich durch meine Fürsprache in dieser Angelegenheit den Frieden und die Ruhe unter den Ansiedlern bezwecke. Jetzt wissen die Leute von nichts anderem, als dass ihr alter Seelsorger eine unglückliche Mutter hat, der er als Sohn zur Hilfe verpflichtet ist. Kommt die Wahrheit an den Tag, so gibt es Streit zwischen den Nachbaransiedelungen, es fängt mit Scherzworten an, dann kommen Schimpfworte und zuletzt Streitigkeiten. Ich kenne meine Leute. Die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisformen wird mithineingezogen und wir haben ein gestörtes Zusammenleben. Von großer Bedeutung wird dies hier nicht werden, aber das Gerücht, Ew. Exzellenz, wird alles verdoppeln, und bis es in der Hauptstadt angelangt, heißt es: in der Steppe sind ernste Unruhen ausgebrochen“

„Meinen Sie wirklich, Herr Pastor?“

„Ja, Exzellenz, so wird es kommen. Lassen Sie dagegen den alten Mann unbehelligt, so wird keiner etwas von der Geschichte erfahren, und dort in seinem Dorfe kann er kein Unheil anstiften.“

„Aber was glauben Sie, Herr Pastor, dass die anderen sagen werden, z. B. der Minister, dem ich ja Bericht erstatten muss, wenn ich ein solches Vergehen unbestraft lasse.“

„Nehmen Sie, Exzellenz, doch das Geld und verwenden Sie es z. B. für einen Kirchenbau in Marienhilf. Der alte Mann ist doch wahrlich hinlänglich bestraft, wenn alle seine Entbehrungen nicht den Zweck erreicht haben.“

„Nun gut, Herr Pastor. Ich will mir die Sache überlegen. Versprechen kann ich Ihnen nichts, aber ich will den Schütz selbst in Verhör nehmen. Ob nicht auch der ein verlaufenes Individuum ist, da er sich mit dergleichen befasst? Vielleicht ist er ein noch gefährlicherer Unruhestifter als jener Alte.“

„Danke Ihnen, Ew. Exzellenz. Würden Sie mir erlauben, den Schütz in seinem Gefängnis zu besuchen?“

„Gerne. Hier nehmen Sie meine Karte, welche Ihnen die Tür öffnen wird.“

„Meinen besten Dank, Ew. Exzellenz.“

„Werden Sie sich lange hier aufhalten, Herr Pastor?“

„Wenn möglich, fahre ich schon morgen.“

„Dann müssen Sie mir versprechen, heute Abend mein Gast zu sein. Ich gebe einen Rout, und Sie werden die ganze Gesellschaft hier vorfinden. Also auf Wiedersehen, Herr Pastor.“

Die Unterredung hatte lange gedauert und alle, die im Vorzimmer warteten, waren froh, dass sie zu Ende war, aber

keiner froher als der Pastor selbst, der sich sofort nach dem Gefängnis begab. Die Karte des Gouverneurs öffnete ihm die Pforten desselben. In das Sprechzimmer wurde ihm alsbald der Gefangene zugeführt.

Eine Weile stand der Pastor seinem ehemaligen Verwalter schweigend gegenüber. Auch in der hässlichen grauen Kleidung eines Gefangenen kam die schlanke, kräftige Gestalt mit dem von blondem Bart umrahmten Gesichte, dessen ganzer Ausdruck vertrauenerweckend war, gut zur Geltung.

Beim Anblick des Pastors blieb der Gefangene beinahe erschrocken stehen, gewann aber dann gleich seine ruhige Haltung zurück.

„Ich bringe Ihnen, Schütz, Grüße von Ihrem Weibe und Kinde.“

„Sind sie bei Ihnen. Herr Pastor? Gottlob! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Schwer habe ich mich gegen Sie vergangen und weiß, dass Sie mir nicht verzeihen können, Herr Pastor.“

„Gegen mich nicht so sehr als gegen Lena und das Kind, Schütz.“

„Ja, ja, das ist wahr, das habe ich aber nicht mit Fleiß getan. Ich hoffte, meinem Weibe und Kinde ein Heim schaffen und sie meinen Eltern zuführen zu können, aber nun kann ich keines von beiden mehr. Herr Pastor, ich flehe Sie an, verlassen Sie Lena und ihr Kind nicht!“

„Beruhigen Sie sich, Schütz. Ich bin bei dem Herrn Gouverneur gewesen, er wird sich Ihrer Sache annehmen und ich hoffe, dass Sie bald frei werden, denn Sie sind ja

unschuldig an dem Verbrechen, dessentwegen man Sie hierher geschickt hat.“

Der Gefangene schüttelte traurig den Kopf und wurde noch blasser.

„Nein, Herr Pastor, das, was ich für Lena werden wollte, kann ich nie mehr werden. Nicht einmal nach dem Dorf, wo wir bis jetzt gearbeitet haben, kann ich zurück. Keiner wird mir mehr trauen. Drum stehe ich nochmals, Herr Pastor, behalten Sie Lena und das Kind bei sich — dann gehe ich meinem Schicksale getrost entgegen.“

„Hören Sie, Schütz, so darf ein Mann nicht sprechen. Sie sind unschuldig und werden freikommen. Dem Herrn Gouverneur müssen Sie aber die volle Wahrheit sagen, die er übrigens schon kennt, denn er weiß auch, wessen Geld es war, das bei Ihnen gefunden wurde, ich habe es ihm gesagt. Damit Sie aber beruhigt sind, will ich Ihnen versprechen, dass Lena im Pastorat bleiben darf, bis Sie ihr wieder Obdach und das tägliche Brot zu bieten imstande sind.“

Der Gefängniswärter war bereits eingetreten, um den Gefangenen abzuholen. Es blieb dem Pastor nur übrig, Schütz einen Abschiedsgruß zuzuwinken und den traurigen Ort zu verlassen.

Die Unterredung mit dem Gefangenen hatte tiefes Mitleid im Pastor wachgerufen. Zum erstenmal kam er sich recht alt und müde vor. Er fühlte nichts außer Mitleid und Angst vor der Zukunft, welche Lena erwartete.

* * *

Das Papier in seiner Brusttasche, auf das er sein Entlassungsgesuch niedergeschrieben hatte, knisterte unter dem Druck seiner Hand. Langsam, fast zögernd, schritt er der Amtswohnung des Probstes von Neumann, seines alten, lieben Onkels, zu – dort wollte er einen endgültigen Entschluss fassen.

Die Haustür stand unverschlossen und ohne nur anzuklopfen, trat der Pastor ins Vorzimmer ein. Er legte seinen Überzieher ab und war im Begriff, in den Wohnraum zu gehen, als der Probst in eigener Person zu ihm ins Vorzimmer trat. Da es dort ziemlich dunkel war, fragte der Probst kurz und gebieterisch:

„Wer ist das?“

„Ein Reisender, der die Tür offen fand.“

„Gertrudes Eigensinn – —. Nun, was will er, lieber Mann?“

„Was Tante Trudchen eben fertig hat“, antwortete der Pastor lachend.

„Wie, ist das nicht Christian Bode – komm' doch herein – hier ist es ja dunkel.“

Sie betraten die nebenan liegende Schreibstube. Ohne seinen Gast erst recht zu begrüßen, rief der Probst:

„Trude, komm' her und sieh', wer Deine offene Tür jetzt wieder benutzt hat, um unbemerkt herein zu schlüpfen.“

„Ich komme gleich, Johannes – der Kaffee läuft über.“

„Wird die sich freuen! – Woher kommst Du denn eigentlich ohne Urlaub?“

„Von Hause in der Steppe, um mir selbst Urlaub bei Dir zu holen, Onkel Johannes.“

Der Pastor kam nicht weiter, denn vor ihm stand Tante Trudchens kleine Person, sah ihn erst erstaunt an und schloss ihn dann in ihre Arme.

„Du, du, lieber Christian? Wie brav von Dir, zu uns zu kommen. Bist allein oder ist eine von den Schwestern mit?“

„Ich bin allein und bin erst gestern Abend an gekommen – habe heute viel zu tun gehabt“ –

„– und hast wahrscheinlich noch nicht zu Mittag gespeist – gleich sollst Du armer Junge zu essen kriegen.“

„Nein, nein, Tante – lass' nur – Dein Kaffee läuft über – dem will ich Dir vorbeugen helfen.“

„Gut, so kommt ins Wohnzimmer.“

„Schließen wir aber die Tür ab, Onkel, sonst können böse Menschen Euch alles wegtragen.“

„Um diese Stunde steht unser Haus immer unverschlossen, das lässt sich die Trude nicht nehmen, Christian, dazu ist sie zu eigensinnig.“

Am Kaffeetisch ließen sich die drei nieder, und die kleine Tante tat ihr Bestes, dass es jeder recht gut und bequem hatte.

„Ja, siehst Du, Christian, wegen der Tür da bekomme ich jeden Tag Vorwürfe, und jeden Tag schließt sie der Onkel selber auf.“

„Ja, warum denn das? Ihr seid doch so allein und beide alt – es könnte Euch ja jemand erschrecken.“

„Sind bald zehn Jahre her – und bis jetzt ist nichts geschehen, außer dass, wie heute, ein lieber Gast, ohne anzuklopfen, hereinflindet“, sagte die Tante und dabei färbten sich ihre Wangen, welche den Jahren zum Trotz ihr schönes Rot behalten hatten, etwas dunkler. Sie musste in der Jugend

ein hübsches Mädchen gewesen sein. Was aber noch ganz geblieben war, war ihre Heizensgüte, die mit dem Alter fast noch zugenommen hatte und inniger geworden war. Die strahlte jedem entgegen aus ihren freundlichen Augen, aus ihrem Tun und Lassen, kurz aus ihrer ganzen kleinen Person.

Wie die beiden nur Mann und Frau geworden waren! Denn der Probst, ihr lieber Johannes, war dem Äußeren nach gerade ihr Gegenteil. Seine lange und hagere Gestalt war steif und langsam in jeder Bewegung, wozu noch die stramm zugezogene Halsbinde um den hohen Stehkragen, das glatt rasierte Gesicht und das kurz geschorene Haar wesentlich verschärfend beitrugen. Es hatte aber noch niemand je ein Zerwürfnis zwischen den beiden Alten gesehen und ihre Unzertrennlichkeit war sprichwörtlich geworden.

„Wenn auch bisher nichts passiert ist, Tante, so kann doch einmal was geschehen. Besser, Ihr lasst den, der zu Euch kommen will, die Klingel ziehen, oder wie, Onkel?“

„Habe es der Tante auch gesagt — aber sie will es so haben. Sie meint, der vor zehn Jahren von uns weg ging und die Tür unverschlossen ließ, der kommt eines Tages wieder und soll alles so finden, wie es damals war.“

Der Tante ging ein Zittern durch die Hand, so dass sie die Tasse hinstellen musste.

„Johannes, Du solltest nun auch sagen, wer es war der uns damals verließ . . .“

Der Probst räusperte sich, führte die Hand zur Halsbinde, als wäre sie doch zu eng angelegt, und nahm eine Prise Tabak aus seiner Dose, welche er neben sich auf dem Tische hatte,

kam dabei aber nicht weiter in seiner Mitteilung, sondern wartete, ob es die Tante nicht sagen wollte.

„Der Name ist in Gegenwart Fremder hier nie genannt worden. Du, Christian, bist aber kein Fremder, und so will ich es Dir sagen: der uns damals verließ, war Theodor, unser einziges Kind, und seitdem sind wir kinderlos.“

In den Worten lag etwas so Schmerzliches, und doch zugleich ein Hoffen, dass es den Pastor aufs tiefste ergriff. Was mochte es gekostet haben, während so vieler Jahre mit dem Schmerz innig vereint zu leben und dabei doch die Hoffnung nicht aufzugeben!

„Verzeih', liebste Tante, dass ich Euch, ohne es zu wissen, weh getan habe.“

„Als uns das Unglück traf, warst Du im Auslande, die Umstände aber, die unseren Theodor zwangen, uns und alles zu verlassen, waren solcher Art, dass wir seinethalben nichts versuchen durften, wodurch er uns hätte zurückgegeben werden können,“

„Ich, seine eigene Mutter, war daran schuld.“

„Glaube ihr nicht, Christian — nicht sie, ich war es.“

„Hätte ich meine Mutterschwäche bezwungen und den Knaben, wie Du, Johannes, es wolltest, in eine Anstalt im Auslande gegeben, so wäre er nicht hier zur Schule gekommen, nicht in böse Gesellschaft geraten und —“

„Was Du nur sagst, Gertrud — war es nicht meine Pflicht, den Jungen zu überwachen — aber dazu nahm ich mir nie die Zeit, bis es zu spät war, und er so tief in die politischen Umtriebe hineingezogen wurde, dass ihm nur eins übrig blieb: zu entfliehen. Ich allein bin schuld, Christian.“

„Tante und Onkel, Ihr grämt Euch alle beide umsonst. Er kann ja noch wiederkommen. Sein Unglück damals, Euer Kummer und Schmerz waren vielleicht die notwendigen Brücken zu seinem wahren Glück.“

„Trude hofft noch immer, ich aber glaube, dass er in den Krieg gegangen und bei Sewastopol gefallen ist, denn unter den wegen politischer Verbrechen Verurteilten habe ich seinen Namen nicht gelesen.“

„Ich habe keine Ahnung gehabt, dass Ihr Lieben einen solchen Kummer als steten Hausgenossen habt. Ihr müsst einmal heraus, und zu Weihnachten kommt Ihr zu uns. Viel Unterhaltung haben Malchen, Auguste und ich wohl nicht zu bieten, aber immerhin — —“

„Unmöglich, Christian — die Haustüre bleibt ja dann viele Tage verschlossen, und eine Reise für Johannes im Winter — nein —“

„Lass es nur gut sein, Tante. An die Haustür schreibst Du mit großen Buchstaben, dass Ihr bei uns seid. Ontel Johannes tut eine Fahrt gut. Ich schicke Euch meinen Adam Riemer und der bringt Euch durch die Mutterkolonien den etwas weiteren, aber besseren Weg zu uns hinaus. Ihr dürft es mir nicht abschlagen — denn ich verlasse vielleicht bald die Steppe — “

„Du, Christian, die Steppe verlassen — Unsinn!“

„Nein, Onkel, ich wollte g'rade mit Euch darüber sprechen und Dir mein Entlassungsgesuch übergeben.“

„Scherze doch nicht mit uns, Christian!“

„Nein, Tante Trudchen, es ist mein Ernst, ich bin müde zu dienen und habe die Steppe satt, will auch mal wieder das Leben genießen.“

„Ja, schämst Du Dich denn nicht – und was sagen die Schwestern, was sagt Auguste?“

„Nichts, gar nichts!“

„So, so, dann ist etwas dahinter. Du willst doch nicht heiraten? Dazu bist doch wohl zu alt.“

„Wer möchte mich auch nehmen? Niemand, Tante.“

„Es hängt doch nicht mit der Geschichte von Eurer Lena zusammen?“

„Die ist ja verheiratet, Tante.“

„Eben deshalb – sie war Dir eine gefährliche Schülerin – und –“

„Warum soll ich unwahr sein, Tante? Ja, ich hatte das Kind sehr gern und –“

„– aus dem Kinde wurde ein Mädchen und aus diesem das Weib eines anderen.“

„Du bist verrückt und hast vergessen, dass Du ein Geistlicher bist, Bode.“

„Johannes hat recht, aber ich kenne Dich, Christian, mein Herzensjunge, so alt Du auch bist, besser als alle anderen. Du fühlst Dich zu schwach, Dein Schicksal hier zu tragen.“

„So ist's, Tante – heute, jetzt fühle ich mich stark genug – aber dann –“

„Wohl, so nehme ich Dein Entlassungsgesuch und Du überlegst Dir die Sache – das ist ja nicht möglich, Amt, Heim, Schwestern – alles so zu verlassen – kann ich nicht erlauben – dabei bleibt's.“

„Aber, wenn ich Dir schreibe, Onkel, und Dich darum bitte, schickst Du meine Papiere ab.“

„Gut. gut, Christian.“

„Onkel Johannes, Du wolltest früher immer ein kleines Landstück kaufen. Jetzt habe ich eins für Dich – und einen Pächter obendrein.“

„Nein, Christian, ich will keines haben. Damals träumte ich noch, dass ein von Neumann von seinem Vater ein Grundstück erben würde und seinen Namen wie unsere Ahnen an eine eigene Scholle binden würde – es war nur ein Traum –“

„Warum nur ein Traum, Johannes? Aber wenn Theodor zurückkehrt – Christian hat ja auch gleich einen Pächter, der das Land bis dahin verwaltet.“

„Meine Absicht war, dass Lena und ihr Mann –“

„Lieber guter Christian – ich verstehe Dich, und wenn das Land nicht zu teuer ist, so wird Johannes es kaufen und Dir helfen, Dein Schicksal nicht ganz in der Nähe zu haben – dann brauchst Du auch nicht weg von uns.“

Der Probst nahm eine große Prise Tabak und nickte nur. Der Pastor erhob sich und drückte den beiden Alten zum Abschied die Hand.

„Heute Abend hat der Gouverneur mich zu seinem Rout eingeladen und sobald ich kann, will ich wieder nach Hause. Herzlichen Dank, Tante Trudchen und Onkel. Also zu Weihnachten schicke ich nach Euch.“

„Grüße Auguste und Malchen, Christian!“

„Von mir auch und sage der Auguste, dass ich mich mit ihr in keinen wissenschaftlichen Diskurs einlasse. Auch gebe

ich ihr recht, mir gleich im Vorzimmer offen herauszusagen: „„Ihr alten Leut' hättet auch zu Hause bleiben können.““ Ihre Art mag ich gern. Nun, Gott sei mit Dir, Christian.“

„Komm' morgen und erzähle uns von dem Rout, dort ist ja die große Welt beisammen.“

„Wenn ich nur Zeit habe, komme ich, Tante.“

* * *

Die Prachträume des Residenzgebäudes waren strahlend erleuchtet. Zu beiden Seiten des Eingangs standen Schildwachen. Gäste in eleganten verdeckten Wagen, in einfachen Lohnkutschen und auch zu Fuß hatten sich bereits eingefunden. Die breite Treppe, die zu den Empfangsräumen hinaufführte, war mit Teppichen belegt und Diener in der Livree des Gouverneurs waren längs derselben aufgestellt, um den Gästen behilflich zu sein. Im Empfangszimmer wurden die Gäste von dem Gouverneur und seiner Gemahlin begrüßt, worauf sie sich in den angrenzenden Sälen verteilten.

Der Pastor hatte sich etwas später eingefunden. Von den hell erleuchteten, mit Blumen und grünen Gewächsen prachtvoll ausgeschmückten Räumen, in denen sich eine glänzende Gesellschaft versammelt hatte, war er fast geblendet. Diese vielen heiteren und lächelnden Menschen, dieser Farbenreichtum der Uniformen und Damentoiletten waren für das Auge eines Steppenbewohners wie ein Märchenbild. Ja, hier war das Leben unumschränkter Herrscher, dessen oberstes Gesetz Freude hieß, die in den

jungen Augen in glänzender Schrift geschrieben stand, in denen der Alten aber durch die Umgebung und die Flammen der Kerzen wieder leserlich geworden war.

Als der Pastor den Salon betrat, in dem die Gastgeber ihre Gäste begrüßt hatten, fand er die Gesellschaft schon um den Teetisch geordnet. Es waren hier die Spitzen der Gesellschaft versammelt, und die Frau des Hauses war selbst an dem reich mit Silber und ehrwürdigem Porzellan bedeckten Tisch beschäftigt, ihren Gästen Tee zu reichen. —

Beim Anblick des Pastors erhob sich der Gouverneur und begrüßte ihn freundlich. Am Teetisch wurde er der Gouverneurin vorgestellt.

„Hier führe ich Dir einen seltenen Gast zu, Herrn Pastor Bode, der mich draußen bei sich immer so gastfreundlich empfangen hat. Er hat mich das majestätische Schweigen der Steppe genießen lernen, dafür wollen wir ihm jetzt das wogende Leben der Salons zeigen.“

„Herzlich willkommen, Herr Pastor. Mein Gemahl hat mir so vieles von Ihnen, Ihren Fräulein Schwestern und Ihrer Steppe erzählt, dass ich Sie nächstens auch einmal besuchen werde. Belieben Sie eine Tasse Tee, Herr Pastor?“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Wir würden uns glücklich fühlen, Sie bei uns empfangen zu dürfen, nur fürchte ich, dass Sie Ihren Besuch in unsrer Steppe bald als eine herbe Pönitenz empfinden möchten.“

Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf den derart ausgezeichneten Fremden, der in seinem einfachen altmodischen schwarzen Rock und der weißen Halsbinde, ohne irgend ein Abzeichen oder eine Dekoration, in dieser

Umgebung ganz unbedeutend, beinahe lächerlich, aussah. Aber er war ein Geistlicher und sein ernstes Gesicht gebot Achtung.

Eine alte Dame von aristokratischem Wesen und mit einem Meisterstück von Diamantschmuck auf dem schweren Sammetkleide wendete sich an den Pastor, der stehend seiner Tasse Tee gerecht zu werden bemüht war.

„Wie halten Sie es in der öden Steppe nur aus, Ehrwürden? Unbegreiflich. Seitdem unsere Leibeigenen frei geworden sind, lässt es sich überhaupt auf dem Lande nicht mehr leben. Unsere Musikanten sind uns genommen, Gärten und Parkanlagen sind verfallen, Kutscher und Vorreiter verschwunden, bald gehen auch die Kammerdiener und alle anderen. Früher war bei uns ein vergnügtes Leben — jetzt ist nur von Ackerland und Arbeit die Rede, aber nicht, wie bisher, für den Gutsherrn, sondern für den Bauern. Es wird mit Unglück enden, Herr Pastor, nicht wahr, weil es gegen Gottes Willen ist?“

„Dem ist wohl nicht ganz so, denn es heißt, dass wir im Schweiß unseres Angesichts unser Brot essen sollen. Der freie Bauer wird noch größere Freude an seiner Arbeit haben als der Leibeigene hatte.“

Ein in der Nähe stehender alter Herr, nach allem zu urteilen ein hochgestellter Beamter, bemerkte bei dieser Antwort des Pastors das spöttische Lächeln der alten Dame, die sich anderen zugewandt hatte. Er trat zum Pastor heran und sagte mit verhaltenem Lachen:

„Ihre Antwort brachte der Fürstin keinen Trost, denn sie hat von jeher das Schwitzen gehasst. Ich tue es auch. Nur in

der Badestube und im Tanzsaale ist es erträglich. Kommen Sie mit mir, so wollen wir mal sehen, wie unsere junge Welt sich ihr heutiges Abendbrot nach der Vorschrift der Bibel verdient.“

In der Tür zum großen Tanzsaal blieben die beiden Herren stehen.

„Schade, dass heute nicht getanzt wird, weil es heißt, dass es wegen der blutigen Ereignisse im Westen des Reiches nicht ziemlich sei. Sonst wäre es Ihnen vielleicht eine Freude gewesen, zu sehen, wie die jungen Augen voll von Feuer glänzen und die reizenden nackten Schultern und Arme rosig werden. Heute dürfen die jungen Leute nur spielen und scherzen, wobei die Damen es doch nicht unterlassen können — verzeihen Sie, ich hatte vergessen, dass Sie Pastor sind und — —“

Einige junge Damen, die die beiden Herren bemerkt hatten, kamen auf sie zu und entführten unter heiterem Lachen und Scherzen den Begleiter des Pastors. Sich selbst überlassen, verfolgte dieser das muntere Treiben der Gesellschaft und lauschte den Tönen der Musikkapelle, die von grünen Gewächsen beinahe verdeckt war. Dann traten zur Abwechslung Sänger und Sängerinnen, die dem Theater angehörten, auf, um durch ihre Lieder den Abend zu verschönen.

„Einst, vor vielen Jahren, beteiligte ich mich ebenso an solchen Vergnügen wie dieses hier. Ist, es mein Alter oder das Leben in der Steppe, was mich dem Glanz, der Schönheit und dem Vergnügen entfremdet hat?“ So dachte der Pastor bei sich und wollte sich eben ganz wegschleichen, als er sich von

dem jungen Beamten, der ihn beim Gouverneur eingeführt hatte, beim Arm gefasst fühlte.

„Sie langweilen sich hier, Herr Pastor. Erlauben Sie, dass ich Sie zu den Zimmern der Herrengesellschaft führe — dort kann man rauchen und ein Gläschen Wein trinken.“

„Danke sehr, Sie sind sehr gütig, meinethalben die Damen zu verlassen.“

„Eine Zigarette ist auch was wert, Herr Pastor, kommen Sie nur, bitte.“

Sie betraten die für die Herren zum Rauchen und Kartenspielen reservierten Räume.

Hier herrschte in gedämpfter Beleuchtung, in tabaksrauchgemischter Luft schweigsame Kartenspielerfreude. Herren, die sich nicht an dem Spiele beteiligten oder ihm zuschauten, hatten sich zu einer Gruppe um den Punschisch versammelt. Das Gespräch drehte sich unter dieser Gesellschaft hauptsächlich um Dienstavancement, Gagezulagen und dergleichen, weshalb der Herr Pastor in aller Stille seine Zigarette rauchte und ein Gläschen warmen Punsch genoss.

Nach und nach kamen auch die politischen Fragen und Ereignisse der Zeit zur Erörterung. Besonders waren es die Unruhen in Polen und die Folgen der Befreiung der Leibeigenen, welche der Unterhaltung neues Brennholz zuführten.

Am lebhaftesten äußerte sich ein junger Mann, dem alle mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zuhörten und der jeden Widerspruch gegen seine Ansicht übermütig lächerlich zu

machen suchte. Indem er sein Glas leerte, sagte er zum Schluss:

„Gottlob, dass es noch genug Eisen gibt, so dass nicht alle Bestien in unserem lieben Vaterlande sich erdreisten, unruhig zu werden. Es fehlte nur noch, dass all die verschiedenen Völker, die Polen, Tataren, Kirgisen, Kalmücken, die im Kaukasus, die Deutschen und alle die hundert anderen auf den Gedanken kämen, den Herrn spielen zu wollen. Wir könnten es erleben, dass die Ruhe unsrer Steppe noch einmal mit Blut errungen werden müsste.“

Bei dieser Äußerung färbte sich das Gesicht des Pastors dunkler und, sich beherrschend, erwiderte er in ruhigem, aber etwas scharfem Ton:

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, wenn ich Ihnen als Deutscher und Bewohner der Steppe widersprechen muss. Für Ihre gewagten Äußerungen haben Sie keine Beweise. Wenn Sie Ihre Schulkenntnisse, andere setze ich gar nicht voraus, nicht vergessen haben, müsste es Ihnen bekannt sein, dass wir Deutschen uns immer als treue Untertanen bewährt haben. Und der Aufstand, der einst unsere Steppe hier in Brand setzte, war nicht das Werk eines Hiesigen, sondern eines Fremden. Unsere Steppe hat vielerlei Söhne. Alle hält sie aber ohne Unterschied an sich gefesselt mit Banden, die sie schon dem Kinde bei der Geburt anlegt. Diese Bande können wir Steppenkinder nie abstreifen, wir nennen sie die Liebe zur Steppe. Treue und Liebe machen keinen zum Verräter, und deutsche Sitte und deutsche Art haben die Bande der Steppe nur verstärkt. Als ich selbst im Auslande zum ersten Male russischen Arbeitern begegnete, pochte mein Herz vor

Freude, und ich hätte die bärtigen Männer umarmen können: in meinem Blute sprach die Steppe. Beim Anblick einer deutschen Emigrantenfamilie war ich tief ergriffen: meine deutsche Mutter fühlte in mir. Überlegen Sie sich alles dies, mein junger Herr, und wenn Sie über reifere Gedanken verfügen, dann können Sie sich so äußern, wie Sie es taten — aber nicht eher.“

Unter den Zuhörern war es ganz still geworden und sogar die Herren an den Kartentischen hielten im Spiel ein, um zu hören, was am anderen Tisch vorging. Zum Glück erschien ein Diener und kündete das Souper an.

Alle begaben sich nach dem Speisesaal und der störende Zwischenfall wurde vergessen. Beim Verlassen des Zimmers flüsterte dem Pastor sein junger Begleiter zu: „Es war sehr unvorsichtig von Ihnen, dass Sie den reichen und mächtigen Schwiegersohn der Fürstin Scherschakoff wie einen Schulknaben zurechtgewiesen haben. Verdient hat er's.“

„Er mag sein, wer er will, als Deutscher und Pfarrer einer Steppengemeinde konnte und durfte ich nicht schweigen.“

* * *

Der Speisesaal war ein großer Raum von bedeutenden Dimensionen, dessen Wände spiegelbekleidet und mit Weiß und Gold verziert waren. An einem Ende des Soupertisches waren die Gedecke für die älteren und hochgestellten Gäste, während am entgegengesetzten Teil der Tafel ein Imbiss aus verschiedenen kalten Speisen und Delikatessen nebst Karaffen mit starken Getränken aufgetischt war. Die

Herrenwelt sprach diesem Teil des Soupers mit Vorliebe zu und wartete den jungen Damen, die sich an kleinen Tischen zu Gruppen vereinigt hatten, emsig auf.

Vom Chore des Saales ließ sich die Musik hören und trug zur heiteren Stimmung unter den Gästen wesentlich bei. —

Nachdem das Wild aufgetragen und der Champagner herumgereicht war, erklang vom Chor eine Fanfare, bei der sich alle erhoben, um auf das Wohl des Landesherrn ein Hoch auszubringen und mit der Musik unisono in die Kaiserhymne einzustimmen. Diesem Toaste, den der Gouverneur selbst ausbrachte, folgten andere, auf das Wohl der Gastgeber, der Damen u. a., wobei die Gläser fleißig geleert wurden.

Am Ehrenteil der Tafel hatten sich die Gäste schon erhoben, um im anstoßenden Zimmer den Kaffee zu genießen, aber einzelne ältere Herren und die junge Welt hatten noch verschiedene Hochs auszubringen und befanden sich zu wohl im Speisesaal, um ihn zu verlassen. Der Pastor wollte eben weggehen, als er durch die Ansprache seines Gegners aus dem Herrenzimmer festgehalten wurde. Unter anderem lautete es in der Ansprache:

— — „Ein selten schönes Fest ist es gewesen. Und doch, getanzt wurde nicht, und in so manchem Gesichte stand nicht Freude, sondern Kummer zu lesen. Das ist auch erklärlich, denn alle leiden wir unter den blutigen Unruhen im Westen, und viele von uns sehen der Zukunft bange entgegen, nachdem unsre Bauern aus ihren alten Verhältnissen herausgerissen, nicht mehr mit ihren Herren, sondern gegen sie gehen wollen. Kein Wunder, da jeder unbedeutende Mensch, der das zufällige Glück hat, mit der Gesellschaft in

Berührung zu kommen, sich erdreistet, dem Edelmann zu widersprechen. Nein, niedergeworfen werden müssen alle diese vorwitzigen Unruhestifter, dann kann die Freude wieder bei uns einkehren, die uns jetzt mangelt. Ein Hoch auf die Freude des Vergnügens im Leben!“

Der Toast wurde mit lebhaften Beifallsäußerungen belohnt und dem Redner wurde von allen Seiten Dank ausgesprochen.

In seinem Innersten verletzt, mehr durch den kalten Egoismus des Redners, als durch seine deutliche Anspielung auf den Vorfall im Herrenzimmer, ergriff der Pastor sein Glas, hob es, so hoch er vermochte und sagte mit erregt zitternder Stimme: „Unser Redner hat ein Hoch auf die baldige Rückkehr der Freude des Vergnügens ausgebracht. Es ist aber dies nicht die einzige Freude, die einen Toast verdient. Höher noch, als sie, steht jene der Opferwilligkeit und der Arbeit. Die Opferfreude scheut weder Blut noch Tränen, und die Arbeitsfreude macht durch ihre Schweißtropfen auch die härteste Scholle fruchtbar. Was bedeutet die Freude des Vergnügens im Leben, gegen jene, was dieser perlende Wein gegen das warme Blut, die heißen Tränen und die Schweißtropfen — kämpfender, leidender und arbeitender Menschen — “

Ein allgemeines Gemurmel zwang den Pastor, seine Rede zu unterbrechen und anstatt des Toastes spielte die Musik wieder auf. Ohne es selbst zu bemerken, stand der Pastor von allen verlassen da. Auch der junge Beamte, der während des ganzen Abends sein Begleiter gewesen war, hatte sich

entfernt, kam aber bald wieder zurück und flüsterte, indem er den Pastor zur Seite führte:

„Sie haben gut geredet, Herr Pastor, sehr gut — aber an diesem Orte und bei einem offiziellen Gastmahl unvorsichtig. Es wird verhängnisvoll für Sie werden.“

„So, glauben Sie? Nun ja, kann sein. Ich kann aber nicht schweigen, wenn mein Herz spricht.“

„Herr Pastor, ich habe von Seiner Exzellenz die Anweisung erhalten, Sie nach seinem Schreibkabinett zu geleiten — er wünscht Sie auf ein paar Worte zu sprechen.“

„Gut, lassen Sie uns gehen, mein Herr.“

Auf Umwegen, durch Gänge und andere Zimmer, gelangten sie zuletzt in das Schreibzimmer des Gouverneurs.

Es war das nämliche, in dem der Pastor am Morgen den Gouverneur gesprochen hatte. Auf dem großen Arbeitstisch brannte eine Lampe, welche die Papiere und Gegenstände auf dem Tische hell beleuchtete, während ihr Schein durch einen Schirm im übrigen Zimmer sehr gedämpft wurde. Nach Verlauf einiger Zeit kam Seine Exzellenz.

Der Pastor war derart mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, dass er den Gouverneur erst gewahr wurde, als er vor ihm stand. Seine Exzellenz sah finster aus und durchmaß das Zimmer mit langen Schritten.

„Eine schöne Geschichte haben Sie da angestellt, Herr Pastor. Kreuz Donnerwetter! Die alte Fürstin, die den Verlust ihrer dreitausend Leibeigenen bedauert haben will, speisen Sie mit einem Spruch aus der Bibel grob ab. Ihren Schwiegersohn behandeln Sie wie einen ungezogenen Jungen, und zu guter Letzt wagen Sie unter meinem Dache und bei

einer offiziellen Tafel in ganz deutlichen Worten die Ausständigen und Ruhestörer hoch zu preisen! Sind Sie verrückt, Herr Pastor? Was?“

„Nein, Ew. Exzellenz, das bin ich nicht. Ich bin aber ein Deutscher und ein Sohn Russlands, das bin ich. Stillschweigend kann ich nicht mitanhören, wenn jemand — reich oder arm — hoch oder niedrig — sich erlaubt, unsere Treue zu bezweifeln. Sie würden selbst nicht anders handeln. Unsere Steppenbewohner, deren ich auch einer bin, kann und darf ich nicht beschimpfen lassen, als wären sie eine Pugatscheffsche Bande, Es sind ja diese alle Ihnen, Ew. Exzellenz, anvertraute Menschen, welche ich verteidigt habe.“

„Ja wohl, ja wohl, und der Narr hat es auch verdient, einmal die Wahrheit zu hören. Ihre Rede aber gibt jetzt die beste Gelegenheit, Sie als einen versteckten Rebellen und mich als einen, der es mit den Rebellen hält, in den Regierungskreisen auszumalen — Schock schwere Not! Kann mich das ärgern, und über Sie ärgere ich mich auch!“

„Tut mir unaussprechlich leid, Ew. Exzellenz.“

„Soo, leid? Ja! Das hilft mir aber nichts und auch denen nicht, für die Sie eingetreten sind. Der Geldträger da, wie er heißt, und Ihr Amtsbruder — na, die werden spazieren müssen. Und daran sind Sie schuld, Kreuz Himmel Donnerwetter!“

„Nein, das kann und darf nicht sein. Ich bin ja, wie Sie sagen, schuldig, nun so bestrafen Sie mich!“

„Wie denn das?“

„Nun, es gibt ja vielerlei Arten von Strafen — irgendeine kann auf mich und mein Vergehen passen.“

„Zum Beispiel — Sie abzusetzen.“

„Das zum Beispiel. Ich habe mein Entlassungsgesuch bei dem Herrn Probst von Neumann eingereicht. Ew. Exzellenz brauchen den Herrn Probst nur wissen zu lassen, dass er mein Schreiben abschickt und Ihrem Wunsch gemäß beschleunigt. Alsdann liegt es ja in Ihrer Hand, mich zu verschicken. Meinem früheren Diener Schütz und dem greisen Dekan lassen Sie Ihre ganze Güte widerfahren, Ew. Exzellenz.“

„Wollen Sie das, Pastor?“

„Ja. Ew. Exzellenz.“

„Wunderbar! Jetzt sind Sie ein Mann des Friedens, ein christlicher Mann. Wie kam es nur vorhin, dass Sie den Streit vorzogen und ihm nicht still und sanft aus dem Wege gingen?“

„Jawohl, Exzellenz, ich bin ein Mann des Friedens, aber zugleich bin ich ein Kind der Steppe, und diese redet mit uns nicht bloß in der Sprache ihrer großen Stille, sondern auch in den ernstesten Worten des gewaltigen Sturmwindes.“

Der Gouverneur blieb bei diesen Worten stehen. Sein Gesicht hatte jede Spur von Unwillen und Strenge verloren, und mit Wohlwollen ließ er seinen Blick auf dem Pastor ruhen.

„Wie Sie, Herr Pastor, hat noch keiner mit mir gesprochen — wunderbar. Jetzt aber will ich Ihnen was sagen: Machen Sie, dass Sie so bald wie möglich aus der Stadt fortkommen.“

„Ich fahre morgen frühe, Ew. Exzellenz.“

„Gut, leben Sie wohl! Sie halten große Stücke darauf, ein Deutscher zu sein — gut. Sie sollen von mir hören. Ich bin aber ein Russe, vergessen Sie das nicht.“

Der Pastor verbeugte sich und mit freundlichem Lächeln reichte ihm der Gouverneur die Hand zum Abschied.

* * *

Als letzter der Gäste verließ der Pastor das Residenzgebäude und schritt langsam durch die menschenleeren Straßen dem Gasthof zu. Die Stille um ihn her und die ftische Nachtluft taten ihm wohl. Zwar heiterten sich seine Gedanken nicht auf, aber es regte sich in seinem Innern auch nicht der leiseste Vorwurf gegen sein Auftreten beim Feste. Im Gegenteil. Ein Zusammenstoß der verfeinerten Welt mit dem Manne aus der öden Steppe konnte gar nicht anders ablaufen. Die Bedürfnisse des verfeinerten Kulturmenschen ziehen eben den kalt berechnenden Verstand groß und immer größer, um befriedigt werden zu können. In dem vergessenen Winkel einer volksarmen Steppe kommt man mit weniger zurecht, aber ohne hilfsfreudiges Mitfühlen kann dort keiner bestehen, sein Leben wäre ein Grab.

„Dieses Mitfühlen werde ich mir nicht ersticken lassen, ebensowenig wie die anderen ihre Selbstsucht unterdrücken können, und folglich wird es Streit und Hader für mich geben, wenn ich ins große Leben zurückkehre — und Hab' es doch, ich alter Narr, so oft gewünscht“, dachte der Pastor. Ein Gefühl von Widerwillen gegen jene Welt von Egoisten, die am liebsten alles und alle zu ihren Füßen sehen

möchten, erfasste den Pastor. Und als er an dem reich erleuchteten Saale des Gasthofes vorbeiging und dort die meisten Herren vom Feste zum Nachspiel versammelt sah, wäre er am liebsten eingetreten, um noch einmal den Kampf aufzunehmen.

Glücklicherweise und zum großen Staunen des Pastors kam ihm sein alter Kutscher Adam Riemer entgegen, so gekleidet, als wenn er eben vom Kutschbock abgestiegen wäre.

„Ist was passiert, Riemer? Deine Pferde sind doch nicht krank geworden?“

„Nein, gottlob, Herr Pastor. Habe aber einen Brief für Sie vom Obervorsteher Hartmann, der seinen Knecht durch Tag und Nacht hergeschickt hat, um Ihnen das Papier zu überbringen. Müde war der Junge, und so sagt' ich: leg Dich — ich geh' zum Pastor und geb's ihm selber ab.“

„Hast Du lange gewartet, Riemer?“

„Na, Stunden fünf können's sein, Herr Pastor.“

„Das war brav von Euch — komm' nur herein, Riemer.“ Sie betraten das Zimmer des Pastors, in dem der Kellner die Lichter angezündet hatte. Der Pastor erbrach den Brief und las ihn, wobei sein Gesicht jede Spur von Verstimmung verlor.

„Ist das ein braver Mann, unser Obervorsteher. Wisst Ihr, Adam Riemer, was er mir da schreibt? Die gestohlenen Pferde sind zurück, die Kirgisen hatten sie.“

„Der Knecht hat's mir erzählt, und auch, dass unsere Lena, dem Schütz sein Weib, selber bei den Kergisen gewesen ist, ganz alleinig und ist mit den Pferden zurückgekehrt. Soll

sie auch gar nichts gekostet haben. Ich wusst's, die Kergisen können mal echt Vieh stehlen, sind aber doch grundbrav. Weibsbild's Kummer und Greinen können's net seh'n — wie die Fangleine so weich wird ihn' das Herz, Herr Pastor.“

„Ja, ja, bin ich aber froh! Hat er nicht Hunger nach dem langen Warten, Riemer?“

„Nein, Hab' ja zu Mittag gegessen und Hab' die ganze Zeit zugesehen, wie die feinen Herren hier im großen Zimmer gegessen haben. Ich sagt' nur, beim Zusehen kann einer selbst satt werden. Da aß einer Supp', Fleisch, Fisch, lange weiche Stängelchen mit Butter und zuletzt gar noch ein Stück braunen Teig mit blauer Feuerflam', trank dazu noch aus allerhand Flaschen — wie's nur bei dem Mann' im Leib' d'rin ausseh'n mag?“

Der Pastor musste laut auflachen.

„Nein, Herr Pastor, hier in der Stadt ist's nicht zum Lachen. Hab' den ganzen Tag gewartet, ob der Herr Pastor nicht schon g'nug hat, dass wir wegkommen täten?“

„Ja, Adam Riemer, ich habe genug und morgen früh fahren wir wieder zurück.“

„Danke auch schön, Herr Pastor, das freut mich von Herzen, wegzumachen.“

„Da hat er für's Warten, und er soll sich ein gutes warmes Tuch um den Hals oder auch Tabak kaufen. Komm' bei Zeiten, Riemer — denn wir fahren schnurstracks in einer Tour bis zur Mutter Idt. Gute Nacht, Riemer!“

Nachdem Riemer sich entfernt hatte, entledigte sich der Pastor seiner Festkleider und begann den Koffer für die Reise zu packen.

Nein, was waren das nicht für Prachtmenschen! Um ein geschehenes Unrecht wieder gutzumachen, schickt der Obervorsteher seinen Knecht durch Tag und Nacht, damit die Nachricht von der erwiesenen Unschuld des Schütz ja nicht zu spät käme. Und Riemer, sein alter Adam Riemer, wartet bis tief in die Nacht hinein, um den Brief richtig abzuliefern und damit der müde Knecht sich ausruhen kann. Aber von allen war doch Lenchen die Beste, Mutigste gewesen, Winters den Weg zu den Kirgisen zu machen, noch dazu ganz allein, für die Unschuld ihres Mannes einzustehen und sie auch nachzuweisen — welches Weib tut ihr das nach? Diese Menschen wollte er verlassen!

Nein, jetzt wollte er es nicht mehr. Sollte er aber vielleicht dazu gezwungen werden? Der Gedanke drückte ihn schwer, und in seinem Vorgehen bei dem Gouverneur sah er sich nun mit einem Mal nicht in Heroengestalt, sondern als Henkersknecht.

Um durch einen Besuch bei dem Onkel Probst die Reise nicht zu verschieben, beschloss der Pastor, sein Lebewohl schriftlich zu erledigen. Eine mündliche Darstellung des Ereignisses würde ihm wohl auch einen Verweis des Onkels eingetragen haben und danach hatte er kein Verlangen. Also schrieb er:

Lieber Onkel!

Da ich morgen früh abreise, sende ich der lieben guten Tante und Dir diese Zeilen zum Abschied. — Der Abend beim Gouverneur verlief für mich recht übel, Du wirft durch mein Betragen vielleicht Unannehmlichkeiten haben. Ich konnte aber nicht anders. Gut, dass ich mein

Entlassungsgesuch bei Dir eingereicht hatte. Vielleicht wäre ich sonst dazu aufgefordert worden. Heute oder morgen wirst Du in meiner Angelegenheit zum Gouverneur beschieden werden. Böse bin ich mir nur darum, dass ich Seiner Exzellenz, der ein durchaus braver und wohlwollender Mensch ist, Verdruss gemacht und Dir keine Freude bereitet habe — aber von meinen Worten nehme ich keines zurück. — Diesen Zeilen füge ich ein Schreiben des Obervorstehers Hartmann bei, das ich eben erhalten habe, Übergib es, bitte, dem Gouverneur. Die Unschuld eines Verhafteten, für den ich mich verwendet habe, ist durch das Schreiben dargetan, und ich hoffe, dass Seine Exzellenz davon Gebrauch macht. — Lebe wohl und grüße mir die Tante. Zu Weihnachten lasse ich Euch abholen, also auf baldiges Wiedersehen.

Dein Christian B.

P. S. Wenn der Gouverneur mich nach meiner Entlassung aus der Steppe entfernen will, so soll er mich nur nicht ins Kulturleben treiben. Der Mensch der verfeinerten Gesellschaft, und der ist wohl überall der nämliche, ist mir zuwider — ich kann mich nicht mit ihm vertragen, lieber will ich als der armseligste Diener des Mitgeföhls in irgend einem vergessenen Winkel des Reiches mein Dasein beschließen.

Idem.“

Nach Erledigung des Briefes kehrte dem Pastor die innere Ruhe wieder ganz zurück und versprach ihm mit der Müdigkeit gepaart einen tiefen stärkenden Schlaf.

Doch die Herrengesellschaft im Speisesaal hatte zu ihrer Nachfeier einen Zigeunerchor kommen lassen und die bald wehmütigen, bald von loderndem Feuer der Leidenschaft

durchglühten Lieder desselben, die bis zu dem Zimmer des Pastors drangen, konnten sich nicht mit der Ruhe und dem Schläfe einigen. Die wehmütigen Lieder klagten der Ruhe ihr Leid. „Wir, die feinsten Regungen der Volksseele, müssen uns diesen Halbbetrunkenen vor die Füße werfen?“ Die feurigen Tanzreigen höhnten den Schlaf. „Unsere Töne sind die Perlen der Volksfreude, gegen sie müssen wir uns Brotkrümchen für unsere Kinder eintauschen.“

Es mischten sich aber die Töne und sangen: „Hebe Dich weg, Ruhe und Schlaf, für uns hat der Leichtlebige die Nacht nicht.“

* * *

III

Mit einem Gefühl der Erleichterung sah der Pastor die letzten Häuser der Stadt verschwinden.

Der Kutscher und sogar die beiden kleinen Steppenpferde schienen das Gefühl ihres Herrn zu teilen, denn munter ging es vorwärts. Nicht einmal zum Füttern wurde angehalten, nur getränkt wurde beim Durchfahren eines der kleineren russischen Dörfer. Gegen Abend nahm die Kälte zu und Adam Riemer bemerkte, dass es wahrscheinlich in der Nacht noch kälter werden würde. Die ersten Sterne, die am Himmel auftauchten, betrachteten die Erde mit einem kalten unruhigen Schein und die Mondsichel war scharf und spitz.

„Der Himmel sieht heute Abend nicht schön aus, Riemer. Wenn wir doch bald in der Kolonie bei Idts wären, denn ich fange an zu frieren und müde bin ich auch.“

„Bald sind wir dort, Herr Pastor. Morgen gibt's schlecht's Wetter. Die Pferde waren heute Morgen struppig, das zeigt Kälte an. Wenn sich die struppigen Pferdehaare glatt ans Fell anlegen, kommt's noch schlimmer. Es könnt' geschehen, dass wir einen Tag bei Mutter Idt bleiben müssen.“

„Das wäre fatal. Nun so schlimm wird's nicht werden, morgen Abend oder in der Nacht müssen wir zu Hause sein, Riemer. Darin geb' ich nicht nach!“

Als sie in der Mutterkolonie ankamen, war es noch gar nicht spät, aber bei Idts hatten sich schon alle zur Ruhe begeben. Lange dauerte es nicht, bis alle wieder auf den Beinen waren, und der Pastor in dem wohlbekanntem Zimmer beim Abendbrot und Tee saß.

„Es ist Ihnen wohl in der Stadt nicht gut gegangen, Herr Pastor, Sie sehen g'rad'zu schlecht aus“, bemerkte Mutter Idt und goss ihrem Gaste noch ein Glas Tee ein.

„Das viele Herumlaufen und lange Aufsitzen ermüdet, Mutter Idt.“

„Ja, ja, in der Stadt leben die Leut' nicht so wie bei uns auf den Kolonien, Herr Pastor.“

„Dort ist eben Leben und Treiben.“

„Nichts für unsereinen.“

„Auch für mich nicht.“

„Ist denn der Lena ihr Mann auch schon frei, Herr Pastor?“

„Noch nicht, Mutter Idt.“

„Ja, warum denn nicht? Die gestohlenen Pferd' sind ja da. Die Lena hat sie selbst geholt, und Sie haben's wohl den' dort in der Stadt gesagt? Was brauchen Sie denn mehr, Herr Pastor?“

„Hab' getan, was zu tun war — aber es geht nicht so leicht.“

„Das weiß mir, Herr Pastor. Ist genau so wie mit dem Frieren, das der Idt, unser Vater, hat. Leicht bekommt man's, aber schwer wird man's los.“

„Ihr Mann hat wohl das lalle Fieber, Mutter Idt?“

„Ja, er liegt schon den dritten Tag. Auch beim Herrn Arzt ist er gewesen, aber dem seine Medizin hilft ja nur auf's Mal, und dann kommt die Geschichte wieder. Jetzt hat er sich applizieren lassen — das lost't nicht so viel.“

„So, so, kann auch gut sein.“

„Herr Pastor, der Idt meint und so tun auch wir alle, wenn Sie das Stück Land für die Lena und ihren Mann kauften, so wollten wir das Geld nicht gleich. Das war doch von der Lena zu schön, dass sie selber zu den Kergisen machte und die Pferde dort holte. Da möchten wir doch auch ein bisschen mithelfen, Herr Pastor.“

„Das braucht Ihr nicht. Der Probst, mein Onkel, wird das Land kaufen und es dem Schütz verpachten, Mutter Idt.“

„Herrgott, der Herr Probst selber? Nun, der soll auch die allerschönsten Blumen vom Landstück haben.“

„Morgen, Mutter Idt, wie gewöhnlich Kaffee.“

„Alles soll da sein, Herr Pastor, und wünsch' Ihnen auch wohl zu ruhen.“

Und das tat der Pastor, denn der tiefe ruhige Schlaf herrschte hier wie ein mündiger Großbauer.

* * *

Der Morgen war mit strenger Kalte angebrochen. Deswegen war der große Ofen eingeheizt worden, damit es der Herr Pastor zu seinem Morgenkaffee recht schön warm in der Stube fände.

Der hatte so gut geruht, dass er sich zur Freude seiner Wirtin ganz gehörig verschlafen hatte. Jeder Verdruss war für

jetzt vergessen und ein wahres Sehnen nach der Heimat in der Steppe hatte sich eingestellt.

Als Adam Riemer nach den Reisesachen kam und den Pastor zu überreden versuchte, da zu bleiben, fand er nur taube Ohren.

„Ich sag's Ihnen noch einmal, es wäre am besten, wir blieben hier, Herr Pastor.“

„Wieso, Riemer?“

„Es ist zu kalt für Sie, Herr Pastor.“

„Ich bin aber gut und warm angezogen und Du haft Dir ja Dein neues rotes Tuch umgebunden, so dass nur die eine Mundecke für die liebe Pfeife bloß ist. Wir können schon etwas Kälte vertragen, Riemer.“

„Ich kann's, wenn's sein muss, und das Tuch muss ich auch versuchen, ob's taugt, ehe ich's verschenke, weil's in der Stadt gekauft ist. Aber, Herr Pastor, wir bekommen zur Kälte noch Schneesturm. Wenn der uns auf der Stepp' überfällt, kann's uns schlecht gehen.“

»Ja, ja, bleiben Sie doch bei uns, Herr Pastor. Der Adam Riemer hat recht, dass es Schneesturm gibt, unser schwarzer Kater ist heute nicht vom Ofen 'runter zu bringen, und die Spatzen sehen zu struppig aus — das sind üble Zeichen, Herr Pastor“, meinte die Wirtin.

„Nein, nein, daraus wird nichts. Es sieht gar nicht so trübe aus, wir wollen uns aufmachen, Riemer.“

„Gut, Herr Pastor. Was geschehen soll, muss geschehen. Aber der Schneesturm ist kein Kinderspiel, den kenne ich.“

Als der Kutscher das Zimmer verlassen hatte, sagte der Pastor lächelnd:

„Der Riemer ist doch ein alter eigensinniger Brummbär, aber ich mag ihn gern.“

„Mit einem anderen dürften Sie heute auch gar nicht weg. Der Riemer aber ist so einer: wen er in seinem Schlitten hat, den fährt er durch oder gibt selbst sein Leben — ein kreuzbraver Mann, Herr Pastor. Eine Flasche heißen Tee Hab' ich für Sie in Watte gewickelt, weil's ja zu kalt draußen ist.“

„Herzlichen Dank für alles, Mutter Idt. Sehen Sie zu, dass sie gesund bleiben.“

„Grüßen Sie auch die Fräulein recht schön, Herr Pastor.“

Vor der Haustür wartete der Schlitten. Am Kutschbock ragte neben der Figur Riemers ein langer Holzstiel hervor, und der Schlitten war mit Heu überall vollgestopft.

„Was hat nur das alles zu bedeuten? Er macht uns ja lächerlich, Riemer.“

„Die Schipp' und 's Heu könn' wir brauchen“, sagte Riemer mehr für sich, als um zu antworten. Dann nahm er die Leine und trieb sein Gespann mit einem mürrischen „Haida“ an.

Die Pferde aber wollten nicht durch das Tor und das Stangenpferd bäumte sich.

„Herr Pastor, gucken Sie nur da, der Braune wittert auch den Schneesturm — der will nicht aus den Hof 'raus. Wollen Sie nicht doch lieber bleiben? Es ist ein kluges Tier, das Pferd.“

„Nur zu, Adam Riemer; ich bin auch nicht zum erstenmal auf der Steppe.“

Die Kälte war grimmig, aber doch nicht so arg fühlbar, weil sich kein Lüftchen regte. Rasch ging es vorwärts, und

ohne zu beachten, dass die Pferde bereits dampften, trieb Riemer sein Gespann nur immer mehr an.

„Lass die Pferde doch etwas im Schritt gehen, Riemer, sonst werden sie uns marode.“

Aber jetzt schien der alte Kutscher kein Ohr für seinen Herrn zu haben. Er spähte nur scharf nach dem Himmel und sein Gesicht wurde dabei immer finsterer. Schon mehrere Stunden waren sie unterwegs und alles war gut abgelaufen. Von den Kolonien war nichts mehr zu sehen, soweit das Auge reichte, fand es nur Steppe und Schnee.

Plötzlich lenkte Riemer mit einem heftigen Ruck sein Gespann vom Wege ab, ließ die Leine los und trieb durch Zuruf und mit seiner langen Peitsche die Pferde zu voller Karriere an, als gelte es die wildeste Flucht.

„Halten Sie sich nur fest im Schlitten, Herr Pastor. Dort, dort von Osten her kommt er, der Schneesturm — sehen Sie die weißen und grauen Striemen am Himmel — es ist der weiße Hengst, der angesprengt kommt. Die Kergisen sagen, es ist der Tod, der ihn reitet, und findet mein Brauner nicht Schutz — so kriegt der Tod uns fest.“

Kaum hatte Riemer dem Pastor das letzte Wort zugerufen, als sich ein dumpfes Brausen hören ließ. In wenigen Minuten folgte dem Brausen die erschütternde Musik des Sturmwindes, der mit furchtbarem Getöse losbrach.

Es sauste und brauste, ächzte, stöhnte und piff so laut, dass auch der gellste Schrei nicht zu vernehmen gewesen wäre.

Dieser Kriegsmusik folgte das Schneeheer. Als Vorreiter kamen einige wenige Schneeflöckchen und hinter ihnen

rückte das Milliarden Gros des weißen Heeres mit seinen Scharen an, so eng zusammengeschlossen, dass es fast dunkel wurde.

Die armen Schneeflocken, sie waren so gern zu Boden gefallen nach dem weiten Ritt durch die Luft, aber nein, der Heerführer ließ es nicht zu. Auf dem weißen Boden der Steppe trieb er sie vor sich hin, alles, was nur im Wege war, mit sich forträumend. Konnten sie dem allmächtigen Willen des Sturmwindes nicht nachkommen, so presste er sie erbarmungslos so fest, dass aus ihnen, die von Hause so weich und zart ausgeflogen waren, ein harter Schneefels wurde.

Ja, das war der Tod selbst, der den Schäl⁵ ritt.

Vergebens hatten die Pferde alle ihre Kräfte aufgeboden, um dem Schneesturm zu entkommen. Der war schneller und brachte die Gefahr mit jeder Sekunde näher. Der Pastor hatte sich im Schlitten aufgerichtet und sich am Kutschbock festgeklammert.

„Wir sind verloren!“ rief er Riemer zu.

„Ja, das sind wir, wenn nicht irgendwo ein Schutz ist und unser alter Brauner hinfindet.“

Der Schnee war stellenweise schon tief und die Pferde hatten nachgelassen. Immer stärker wurde das Kriegsgeheul des Sturmes, immer dichter drängten sich die Heerscharen des Schnees.

Da mit einem Mal blieben die Pferde stehen und wollten nicht weiter. Riemers Gesicht leuchtete auf.

⁵ Schäl = bei den Kirgisen Hengst.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Pastor. Ich bringe uns in Sicherheit.“ Er sprang vom Kutschbock und nach einiger Anstrengung zogen die Pferde den Schlitten im Halbkreis herum und der Herr Pastor fühlte, dass der Sturm zu beiden Seiten an ihnen vorbeibrauste. Die Schneeflocken fielen da, wo der Schlitten jetzt stehen blieb, ruhig zu Boden und ließen hie und da eine graue Wand bloß. Ihre Rettung war ein alter verlassener Strohhaufen, der wohl schon jahrelang hier festsitzen mochte. Die Pferde hatten diesen Schutz gefunden.

Riemer hatte das Gefährt ganz dicht an den Strohhaufen geleitet, und nachdem er die Schlittendecke über seinen Herrn umgebogen hatte, nahm er die Schippe und schaufelte den Pferden einen Platz, wo sie besser stehen konnten. Mit Stroh trocknete er ihnen den Schaum ab und bedeckte sie mit ihren Decken, spannte sie aus und legte ihnen Heu vor. Dem Stangenpferd, dem alten Braunen, aber streichelte er den Hals, liebte ihn und küsste ihn zuletzt zwischen die noch weit aufgesperrten Nüstern: „Du hast den weißen Schäl besiegt und darfst nicht mehr verkauft werden – Du – Du Alter.“

„Ist das ein braves Tier, unser Brauner, Herr Pastor. Jetzt müssen wir uns aber hier einrichten, denn vor morgen kommen wir nicht hier fort.“

Für seinen Herrn machte Riemer mit der Schippe eine Höhlung durch die Schneedecke in den Strohhaufen und brachte die Decken und Kissen aus dem Schlitten dahin. Vor dem Eingang wurden die Schlittenstangen aufgestellt und eine der Decken an ihnen befestigt, um die Stätte gegen den Schnee zu schützen.

„Wie ist Ihnen, Herr Pastor?“

„Es geht, Riemer“, antwortete der Pastor, aber man sah es ihm an, dass er sehr ermüdet war. „Wir wären besser in der Kolonie geblieben – aber was geschehen soll, muss geschehen.“

Beide schwiegen. Nur der Sturm fuhr fort zu heulen und trieb den Schnee immer dichter vor sich her. Bald waren die Verunglückten so überschneit, dass sie nur ein sehr geübtes Auge hätte entdecken können. In seiner Schnee- und Strohhöhle hatte der Pastor es zwar nicht gut, aber immerhin besser als auf offener Steppe, und er bat seinen Kutscher zu sich, damit sie beide geschützt wären, und um sich mit einem Bissen Brot und etwas Tee aus der Flasche der Mutter Idt zu stärken.

„Danke Ihnen, Herr Pastor. Ich muss bei den Pferden bleiben. Bei der Kälte ist's besser, Speck als Brot zu essen, und Speck hab' ich bei mir. Anders kann man sich nicht wärmen. Strohfeuer anzünden ginge, aber das hieße die Wölfe herbeilocken. Vor den Bestien können wir sonst ruhig sein, denn unsere Spuren sind, gottlob, verschneit und bei dem Wetter ziehen sie sich näher zu den Kolonien. Sollen nur ja nicht einschlafen, Herr Pastor. Da könnt'n Sie sich noch verfrieren, und um hier 'rauszukommen, brauchen wir alle Kräfte.“

So ruhig der Eine gesprochen und der Andere zugehört hatte, so ruhig war es aber doch weder in dem Einen noch in dem Anderen. Der Kutscher überlegte sich wie er den Weg erreichen und wo er den Schnee zusammengebackt finden

könnte, dass die Pferde fortzukommen im Stande wären. Auf der Lösung dieser Fragen beruhte Leben und Tod.

Der Pastor kannte die Steppe nur zu gut, um nicht zu wissen, dass der Schneesturm manchmal tagelang anhalten kann. Wohl konnte er sich fest darauf verlassen, dass Leute ausgeschickt werden würden, um Hilfe zu bringen, aber ob sie ihn wohl fanden und noch zur rechten Zeit kamen?

Der Schneesturm ließ nicht nach und allmählich schlich der Abend und die Nacht heran mit undurchdringlicher Finsternis. Darauf hatte der Sturm gerade gewartet, um sein grimmiges Wesen recht zu entfalten.

Das Stück Brot, das der Pastor aus seinem Esskorb genommen hatte, konnte er kaum hinunterbringen. Rastlos wie der Sturm waren seine Gedanken. Wie oft hatte er aus seiner stillen Arbeitsstube mit seinem alten Bekannten, dem Sturmwinde, Zwiesprache gehalten — aber so ernst, wie sie jetzt zu werden drohte, war sie noch nie gewesen.

Er begann sich Vorwürfe zu machen. Er war schuld daran, dass sie die sichere Stube in der Kolonie verlassen hatten, und kam der Tod, so kam er nicht nur zu ihm, sondern auch zu dem alten Manne, der nur seinem Befehl gehorcht hatte. Ein Mörder war er. Für ihn würde es eine gerechte Strafe sein, denn wie hatte er all das Gute geringgeschätzt, das ihm im Leben zu Teil geworden war. Sein hohes heiliges Amt, sein Heim, das liebevolle Sorgen der alten Schwestern, das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde — Alles hatte er verlassen wollen. Und weswegen? Er wurde schamrot, wenn er daran dachte.

Aber der Sturmwind hielt nicht mit seiner Antwort zurück.

Er heulte und ächzte: „Der Tod ist für jeden und auch für Dich das Beste.“

Er wehklagte und wimmerte: „Aber erst muss der Mensch körperlich gebrochen, gedemütigt sein und ganz kleinlaut werden, dann wird ihm das Grab so weich, wie die Wiege einst war“.

Er stöhnte und jammerte: „Heute fülle ich die Herzen Deiner Fensterladen ganz mit Schnee aus, und Dein Leben nach dieser Nacht wird die letzten eitlen Zukunftshoffnungen aus Deinem Herzen vertreiben.“

Ein gewaltiger Windstoß kam und die ganze Erde schien zu erzittern.

Tiefer und tiefer beugte sich der Pastor, und es entrang sich seiner Brust ein Seufzer, der in Worte gekleidet lautete: Dein Wille geschehe.

Das Amen sang der Sturm dazu.

* * *

IV

Im Pastorate war die Abwesenheit des Pastors dazu benutzt worden, das ganze Heim einer großen Reinigung zu unterwerfen, die ein sicherer Vorbote der herannahenden Weihnachten war. Die Zimmerwände wurden geweißt, die Dielen mit Schachtelhalm gescheuert, Möbel, Bettzeug, Kissen, Teppiche abgestäubt und alles, was aus Metall war, blank geputzt.

Fräulein Amalie war der Speisesaal zugefallen nebst allem, was dazu gehörte. Das war keine Kleinigkeit. Schon der Glasschrank allein enthielt das sämtliche Porzellan, darunter alte Familienstücke, die noch die Großeltern aus Deutschland mitgebracht hatten, und die alte Wanduhr, auch ein Erbgut, wollte sehr behutsam behandelt sein.

Schwester Auguste hatte sich die Arbeitsstube des Bruders vorbehalten. Bei dieser Beschäftigung kam die ganze Schwester Bruder Christians zu Tage. Jedes einzelne Stück auf dem Schreibtisch, jedes Buch im Bücherschrank, jedes Bild an der Wand, Pfeifen, Stöcke und sogar der alte Säbel mit dem Messinggriff waren Gegenstand ihrer Sorgfalt und Zärtlichkeit. Und nach beendeter Arbeit lag und stand alles im Zimmer so unverändert an seinem Platz, dass selbst der

Pastor es nicht geahnt hätte, dass jemand seine Sachen berührt hatte.

Das Reinmachen war beendet und das ganze Haus glänzte sauber und weiß. Jetzt konnte der Bruder kommen, wann er wollte – alles war in Ordnung, und er brauchte nicht in seiner Arbeit für die Feiertage gestört zu werden.

Zufrieden und in bester Laune saßen die beiden Schwestern nach beendeter Arbeit am Teetisch. Lenchens mutiges Unternehmen, sich selbst und allein zu den Kirgisen zu begeben, um die gestohlenen Pferde herbeizuschaffen und so die Unschuld ihres Mannes zu beweisen, war der Gegenstand der Unterhaltung gewesen. Sogar Fräulein Auguste weigerte sich nicht, einer solchen Tat ihre Anerkennung zu schenken. Doch war es für sie eine Hauptsache, dass der Bruder sich also für einen wirklich Unschuldigen verwendet hatte, und noch mehr, dass Lenchen durch ihr Vorgehen den Beweis geliefert hatte, dass sie ihren Mann liebte. Sie war von nun an in Fräulein Augustes Augen nicht mehr das blendend schöne Mädchen, das die Macht ihrer Schönheit kannte, sondern das liebende Weib. Das war das Beste.

Während sie so plauderten, kam der Dekan. Er sah recht verfroren aus und rieb sich die Hände, um sie zu erwärmen,

„Sie müssen mir verzeihen, Fräulein, dass ich komme, aber ich konnte es nicht länger aushalten. Draußen ist's riesig kalt.“

„Dann tut ein Glas Tee gut, Herr Dekan.“

„Sie treffen es immer vorzüglich, Fräulein Amalie. Der Tee schmeckt bei Ihnen auch besser als anderswo in der Welt.“

„Dann sollten Sie ihn doch auch trinken, solange er heiß ist.“

„Und nicht unnütz schmatzen, meinen Sie, Fräulein Auguste, und haben wie immer recht. Ich werde es auch befolgen, aber erst müssen Sie mir sagen, ob Sie von Ihrem Herrn Bruder Nachricht erhalten haben“

„Nein, wir haben keine und können auch keine erwarten. Er muss ja bald selbst zurückkommen“, sagte Fräulein Auguste.

„Sie haben doch wohl schon gehört, Herr Dekan, dass Lenchen die gestohlenen Pferde zurückgebracht hat. Nicht wahr, das war brav?“

„Nicht allein brav, Fräulein Amalie — es war heldenhaft. Ein so schönes Frauenzimmer allein unter den schiefäugigen Kirgisen!“

„Obervorsteher Hartmann hat unserm Bruder auch gleich darüber Nachricht gegeben, und die Sache mit dem Schütz ist danach leicht zu erledigen gewesen.“

„Richtig, Fräulein Auguste, richtig, und nun bereue ich sehr, dass ich den Herrn Pastor gebeten habe, sich meiner Angelegenheit anzunehmen. Das war unrecht von mir und von ihm mutiger als das Unternehmen Frau Lenes. Ich bin böse auf mich und mein Gewissen ist nicht ruhig. — Was hätte es übrigens zu bedeuten gehabt, wenn ich auch irgendwo anders gefroren hätte — bin ja schon so alt und nichts mehr nutz.“

„Hören Sie mal, Dekan, ich gestehe Ihnen frei heraus, dass Sie in bezug auf Ihre sogenannte gefesselte Mutter ein ganz verrückter Mensch sind und dass man bei Ihren Jahren etwas

mehr Verstand voraussetzen könnte. Das ist wirklich wahr. Doch, dass Sie kein verbrecherisches Herz haben, dafür kann Bruder Christian gut einstehen, das könnte ich auch, Herr Dekan.“

„Bei Ihnen hier findet man immer Trost. Sehen Sie da die Fliege, wie wohl sie sich an der warmen blanken Teemaschine fühlt. So fühle ich mich bei Ihnen. Bin auch eine solche einsame Fliege, die der Wärme und der gütigen Menschen bedarf, um zu leben.“

„Werden Sie mir nur ja nicht sentimental, Dekan. Das kann ich beim Mann nicht ausstehen. Eine Fliege zu dieser Jahreszeit bedeutet Glück – sind Sie eine solche, so bringen Sie uns Glück. Wir müssen uns bei Ihnen bedanken.“

„Aus Ihnen, Fräulein Auguste, wäre ein tüchtiger Mann geworden, das sage ich immer. Jetzt muss ich mich aber beeilen, nach Hause zu kommen. Es sollen heuer viele Wölfe in der Nähe gesehen worden sein. Man sagt, dass die Bestien auch ihresgleichen manchmal ruhig auffressen. Uns nennt man ja Wölfe in Schafskleidern – könnten es mit der Welt halten und mich verspeisen“, scherzte der alte Mann.

„Das fürchte ich nicht – denn sie sind gar kluge Tiere. Aber wenn sie so nahe zu den Ansiedelungen kommen, deuten sie einen Schneesturm an. Davor möge der liebe Gott Bruder Christian behüten.“

Als der greise Gast gegangen war, sagte Fräulein Amalie mit Tränen in den Augen zur Schwester: „Tut der arme alte Mann mir leid, wenn er von hier weg muss.“

„Und gleich hast Du die Tränen in den Augen! Lass doch das Unglück erst geschehen sein und weine dann.“

„Spotte nur, Auguste, wenn aber der Dekan weg ist und Christian nach seiner Entlassung auch geht, sind wir mutterseelenallein.“

„Wer sagt denn, dass Christians Entlassung bewilligt wird? Ja, wenn Du und Christian die Welt regiertet, Ihr, die Ihr alles gleich mit Euren Gefühlen ausfüllen möchtet. Deshalb bin ich da, damit auch ein wenig Überlegung dabei ist.“

„Ja, was kannst Du wohl tun, Auguste?“

„Ich — ja, weinen, wie Du, nicht. Die Hände in den Schoß legen und zusehen ist auch nicht meine Art. Ich habe dem Onkel Propst geschrieben, dass er Christians Entlassungsschreiben ruhig behalten soll und es erst, wenn er nochmals darum gebeten wird, weiterbefördern darf.“

„Aber Auguste — was hast Du getan! Bruder Christian kann furchtbar böse werden.“

„Meinetwegen, aber ich glaub's kaum. Er ist zu innig mit der Gegend hier verwachsen, als dass er sie so leicht verlassen könnte. Das weiß er selber nicht, ich aber weiß es.“

„Kann sein, aber sieh' zu, dass Bruder Christ — —“

„Horch, horch Amalie — draußen das Getöse — höre ich recht — es ist der Sturm — den kenne ich auch — Gott im Himmel, wenn es nur nicht ein Schneesturm wird, der Christian auf der Steppe überrascht, ach! Dann — —“

Schnell warf sie ein Tuch um und eilte hinaus, um sich zu überzeugen, wie es draußen aussah. Sie hätte es nicht nötig gehabt, denn schon zitterte das Gebäude unter der schweren Last des Sturmes. Bald ließen sich auch die Sturmglocken aus dem gegenüberliegenden Marienhilf hören.

Fräulein Amalie war auf ihrem Stuhle niedergesunken und starrte, zum Tode erschrocken, auf die Fensterläden, deren ausgeschnittene Herzen schon ganz von Schnee ausgefüllt waren.

„Ist doch nicht ein Schneesturm?“ fragte sie die eben zurückgekehrte Schwester Auguste und faltete ihre Hände wie zum Gebet.

„Ja, Amalie“, war die kurze Antwort. Ihr leichenblasses Gesicht und das Zittern ihres Körpers machten die Antwort nur zu deutlich.

„Malchen, Schwester Malchen! Christian ist jetzt auf der Steppe und verschneit — sein schwächlicher Körper hält die Kälte und den Sturm nicht aus. Unverzeihlich, dass ich ihn allein fahren ließ — wer pflegt ihn jetzt?“

„Beruhige Dich, Auguste, wir sind alle in Gottes Hand — und Christian ist bei dem Wetter gar nicht ausgefahren — Adam Riemer ist ja bei ihm.“

„Nein, er ist auf dem Wege. Wenn er verunglückt, bin ich an seinem Tode schuld, ich, und mir hat ihn unsere selige Mutter anvertraut.“

„Auguste, liebe Schwester, quäle Dich doch nicht mit Selbstvorwürfen—die helfen nicht, Gott hat früher geholfen, hilft und wird uns ferner helfen. Komm', lass uns in unser Zimmer gehen und recht innig beten.“

Sanft nahm sie die Schwester bei der Hand und sie, die sonst so starke Auguste, folgte ihr still und willig.

Die Sonne hatte sich eine breite Straße durch die Wollen gebrochen. Ein schwacher Windhauch half ihr dabei. — Auch wollten die Wolken selbst auseinander, denn sie waren es

müde, immer wie ein grobes graues Tuch zusammenzuhalten.

Es freuten sich aber die Sonnenstrahlen, die Erde wieder einmal küssen zu dürfen und sie nach dem furchtbaren Sturme zu erheitern.

Wie blass ihr Gesicht und wie kalt ihre Lippen waren.

Richtig, es war ja auch gar nicht das Antlitz der lieben alten Erde, es war nur ihre weiße, harte und kalte Totenmaske, die ihr der Winter angelegt und der Schneesturm fest aufgedrückt hatte. Diese küssten die Sonnenstrahlen. Sie gaben sich viele Mühe, aber noch war sie zu schwach, um die Maske zu entfernen, und die unter ihr schlummernde Erde zu erwecken.

* * *

Männer auf breitläufigen Arbeitsschlitten bahnten sich langsam in der Richtung nach den Brunnen einen Weg. Von Zeit zu Zeit hielten sie an und schauten sich um, aber immer war es vergebens.

„Die sind umgekommen“, sagte der eine, was ein anderer doch nicht glauben wollte, weil Adam Riemer mit der Steppe und den Pferden zu vertraut sei und sich sicher irgendwohin zu retten verstanden hätte.

Da erklang plötzlich der helle Ton einer Bügelglocke!

Alle Männer im Schlitten lauschten, konnten aber weit und breit nichts entdecken. Doch die Glockentöne fuhren fort, ihre Botschaft zu bringen: Wir sind hier.

Endlich wurde das scharfe Auge des Großknechtes vom Idt'schen Hofe einen Schlitten gewahr, der gar nicht so weit, aber abseits von ihnen, an einem kleinen Graben entlang allmählich auf sie zukam.

„Dort sind sie, ich sagt's ja, Adam Riemer weiß sich zu helfen, aber jetzt, Männer, muss angepackt werden“, rief der Großknecht ganz erregt vor Freude.

Sie waren eben an einem Graben angelangt, der einst einem kleinen Steppenflusse als Bett gedient haben mochte. Mitten im Graben war der Schnee sehr tief und weich, aber an dem einen Rand hatte der Sturmwind ihn teils weggefegt, teils hart zusammengepresst. Da war ein Fortkommen nur möglich, wenn hie und da mit den Schippen nachgeholfen wurde.

„Guckt nur mal an, wie der Riemer den Grabenrand als Weg benutzt hat. Der ist gescheit“, sagten die Männer zueinander.

Immer deutlicher wurde der Klang der Glocke und bald ließen sich auch die kleinen Schellen des Nebenpferdes unterscheiden.

Schnell ging es nicht vorwärts, die kleinen Steppenpferde, die jetzt hintereinander gespannt waren, arbeiteten sich nur mühsam durch den Schnee — aber es ging. Als Riemer die Männer erreichte, wurde er mit lebhaften Freudenäußerungen empfangen.

„Wie hat er's nur fertig gebracht, Riemer?“

„Ei, unsre Pferd' fanden den Strohhaufen gestern und ich heut' den kleinen Kalmückengraben — aber ohne die Schipp' säßen wir noch dort am Strohhaufen,“

Er war aus dem Schlitten gestiegen und trat zum Pastor, der im Schlitten halb liegend sich kaum rührte, heran.

„Herr Pastor, jetzt sind wir wieder auf'n richtigen Weg, und Idt's Leut' sind uns entgegengefahren; wollen uns zu den Brunnen begleiten — die sind gar nicht weit von hier.“

„Gut, gut“, gab der Pastor teilnahmslos zur Antwort. „Nur schnell nach Hause, mir schmerzen Hände und Füße, Riemer — schnell.“

„Wir müssen suchen, von hier fortzukommen, Männer. Meinem Herrn Pastor geht's nicht gut. In den Schlitten Hab' ich ihn heben müssen, und geklagt hat er die ganze Zeit. Fahrt mal zu, ich komm' in Eurer Spur nach.“

Der Weg war teilweise von tiefem Schnee verweht, und da mussten die Männer helfen, aber im Ganzen ging es besser, als man vermutet hatte und nach einigen Stunden waren die Brunnen erreicht. Dort waren eben Leute aus dem Pastorate und den Ansiedlerkolonien unter Führung des Obervorstehers Hartmann eingetroffen, um allen vom Schneesturme Überfallenen und Verunglückten Hilfe zu leisten.

Der Pastor wollte gleich weiter, aber er schien dem Obervorsteher zu schwach dazu, und die Pferde mussten sich auch ausruhen. Die Wirtin Ziegler hatte auf dem Kanapee ein Lager für den Pastor zurechtgemacht, und als ihn der Obervorsteher mit Hilfe des Wirtes aus dem Schlitten in die Stube gebracht hatte, stellte es sich heraus, dass er weder stehen, noch gehen konnte, sondern gleich auf das fertige Lager gelegt werden musste. Erst, nachdem der Verunglückte

etwas Tee zu sich genommen hatte, schien er sein volles Bewusstsein wieder zu erlangen.

„Zieglerin, Hände und Füße schmerzen mich furchtbar. Reiben Sie sie, bitte, mit irgendwas ein – und mich friert's auch.“

„Trinken Sie nur noch ein bisschen Tee, Herr Pastor. Alles wird bald gut. Will Ihnen auch gleich Hände und Füße mit Schweineschmalz einreiben. Der Schmerz ist ein gutes Zeichen – wenn Sie nichts fühlten, wär's Übel groß.“

Von den angeschwollenen Füßen waren die Stiefel nur mit dem Messer wegzubringen und dabei war der Schmerz groß. Zudem stellte sich noch ein heftiger Schüttelfrost mit darauffolgendem Fieber ein. Die Zieglerin hatte ihre Behandlung eben beendet und der Obervorsteher war hereingekommen, um nachzusehen, wie es stand. Er brauchte gar nicht erst zu fragen, denn die Fieberhitze leuchtete dem Kranken aus den glänzenden Augen und der hochroten Gesichtsfarbe.

„Hartmann – Obervorsteher – bringen Sie mich schnell – nach – Hause – weiß nicht – mehr, – wo – ich bin –“

Noch etwas wollte der Kranke hinzufügen, vermochte es aber nicht. In vollem Fieber, die Hände und Füße in Schafwolle und Tücher eingewickelt, wurde er in den Schlitten eingebettet, während der Obervorsteher an seiner Seite Platz nahm, um Hilfe zu leisten, wenn es unterwegs erforderlich werden würde. So wurde die Rückfahrt angetreten.

Der von den Leuten schon gebahnte Weg bot keine Schwierigkeiten mehr. Stellenweise waren die Gruben und

Erhöhungen so mächtig, dass der Schlitten mit dem Kranken wie ein Boot auf der See auf- und niederging.

„Mir ist schwindlig und wird übel – ich halte es nicht länger aus“, klagte der kranke Pastor. Ein heftiger Schüttelfrost machte dem Klagen ein Ende. Hätte nicht das schwere Atmen von Leben gezeugt, so würde der Obervorsteher gewähnt haben, eine Leiche ins Pastorat zu bringen.

In der Dämmerung kamen sie im Pastorat an.

Schon von weitem waren ihnen die Hunde, die die Glocke des Schlittens erkannt hatten, entgegengesprungen. Die großen Hofhunde, die es auch mit den Wölfen aufnahmen, bellten und heulten ihre Freude hinaus, während es der Dackel vorzog, in den Schlitten seines Herrn zu kommen, um in ruhiger und vertraulicher Weise seine Zufriedenheit kundzugeben. Als jedoch die gewohnten Schmeichelworte ausblieben, warf er seine Ohren zurück, sah seinen Herrn mit großen traurigen Augen an und verkroch sich im Schlitten.

Endlich hielt der Schlitten vor der Haustür an. Die beiden Schwestern waren in froher Erwartung herantreten, um den Bruder zu empfangen. Als sie statt des Bruders den Obervorsteher im Schlitten sahen und erst danach den liegenden Kranken erblickten, ergriff sie beide eine furchtbare Angst, Auf den Ruf des Obervorstehers griff Lena als Erste zu und half den Kranken hineinragen. Fräulein Auguste war von dem Anblick des Bruders wie betäubt und Amalie rang die Hände in Verzweiflung.

„Lieber, lieber Bruder“, begann sie, als der Kranke auf seinem Bette lag. „Wie ist Dir?“

„Mir ist es ausgezeichnet. Nur sollst Du die vielen Kerzen auslöschen. Auch die abscheuliche Musik soll aufhören. Die feinen Menschen in Ballkleidern mag ich nicht sehen — die sollen mich in Ruhe lassen. Ich bin wieder zu Hause — gelt, das bin ich doch — bei Euch — Euch —“

Nun wurde es auch der Schwester klar, dass der Bruder Fieberbilder in Worte kleidete und dass es böse mit ihm aussah. Fräulein Auguste stand da wie eine Verurteilte, und ihre Schwester ließ ihren Tränen freien Lauf, aber keine wusste, was anfangen.

Die Einzige, die die Herrschaft über sich nicht verloren hatte, war Lenchen. Sie brachte den Kranken zu Bett, verband von neuem die verletzten Glieder und suchte durch nasse Tücher die Fieberhitze zu mildern. Der Kranke wurde ruhiger und ließ alles mit sich geschehen.

Zu allem kam jetzt noch ein quälender Husten, und zu ihrem Schrecken bemerkte Lena, dass bei jedem Hustenanfall der Schleim rotbraun vom Blut gefärbt war. Während einer Ruhepause schlich sie sich leise in das angrenzende Zimmer, wo der Obervorsteher den beiden Schwestern über den traurigen Vorfall nähere Mitteilungen machte.

„Der Herr Pastor ist etwas ruhiger geworden, aber er hat den Bluthusten bekommen“, berichtete Lenchen.

„Großer Gott, bei seiner schon so schwachen Brust! Was sollen wir nun anfangen?“ klagte Fräulein Amalie.

„Ich will sofort aus der Stadt einen Arzt holen lassen“, sagte Fräulein Auguste, die sich bemühte, ihr früheres entschlossenes Wesen zurückzugewinnen.

Aber die Tat wollte den Worten nicht folgen, wie es einst immer der Fall war. Obervorsteher Hartmann bemerkte es gleich und erklärte, dass es auch gar nicht möglich wäre, zu warten, bis ein Arzt aus der Stadt zu Hilfe käme, zumal ein Arzt ohne Apotheke nicht viel ausrichten könne.

„Nein, Fräulein, hier müssen wir uns anders helfen. Ich schicke Ihnen die Jeht aus Lilienflur her. Die schlägt dem Pastor die Ader und bringt auch gleich heilende Kräuter mit. Sie ist eine gar kluge alte Frau. Leben Sie wohl und nur Mut! Mit Gottes Hilfe wird schon alles wieder gut werden.“

Als der Obervorsteher gegangen war, sahen die beiden Schwestern recht hilflos aus. Lenchen verdoppelte sich in ihren Bemühungen, den Kranken zu pflegen und die Fräulein in die gewohnte Tagesordnung zurückzubringen. Es war fast rührend zu sehen, wie die junge Kraft den Alten überall zu Hilfe kam. Für den Kranken schien Lenchens Nähe und Pflege beruhigend und schmerzstillend zu sein.

Mit jeder Stunde wurde der Husten schlimmer und die Fieberbilder quälender. Die Ankunft der vom Obervorsteher empfohlenen klugen Frau — gewöhnlich Wees Jeht genannt — wirkte wie eine Erleichterung für alle, besonders für Lena.

Sie war eine entschlossene Natur und hatte das Wesen eines selbstbewussten Arztes. Mit den Kranken umzugehen, darin war die Jetzt eine wahre Künstlerin.

„Lenchen, hier ist nicht zu warten. Das schlechte Blut muss fort.“ Mit geübtem Auge und sicherer Hand schlug sie die Ader und verband den Arm. Dann bereitete sie Kräuterkissen, welche dem Kranken angefeuchtet auf Brust und Rücken befestigt wurden. Zuletzt kochte sie einen

Kräutertee — das war ihr Geheimnis — und ließ Lenchen dem Pastor mehrere Tassen davon nacheinander eingeben.

Wunderbar! Völlige Ruhe stellte sich ein, und gegen Morgen fiel der Kranke in einen ruhigen Schlaf. Als er nach Verlauf von mehreren Stunden erwachte, war er in Schweiß gebadet.

Die Naturärztin strahlte vor Zufriedenheit über die geglückte Kur; die Kräuterkissen dampften und wurden durch andere, ganz trockene ersetzt, und dem Kräutertee machte eine Tasse Süßholztee mit Honig Platz. Für die verfrorenen Hände und Füße aber wurde ein Teig aus Schmand, Mehl, Kreide und Senföl hergestellt, der sich als sehr schmerzstillend bewährte.

Der Pastor war wieder bei vollem Bewusstsein, aber so schwach, dass er gleich wieder einschlief. Die Gefahr, versicherte Wees Jeht, war jetzt vorüber. Dauern würde es aber, bis die Kräfte wiederkämen, Fräulein Amalie und Lenchen teilten sich in die Pflege des Kranken, wozu die ältere Schwester nun ganz unfähig geworden war.

Mit Auguste war eine merkbare Verwandlung vor sich gegangen. Sie, die solange ihren Jahren getrotzt und nichts von ihrer Rüstigkeit eingebüßt hatte, war in so kurzer Zeit zu einem alten gebrochenen Wesen geworden. Sich mit kleinen Kindern abzugeben, hatte sie nie geliebt, jetzt beschäftigte sie sich fast ausschließlich mit Lenas Knaben und verstand es, so zärtlich und nett zu dem kleinen Johannes zu sein, dass das Kind sich ganz vorzüglich bei ihr fühlte. Das Hausgesinde mit der Köchin Gret und Adam Riemer an der Spitze, schüttelte

den Kopf und meinte, Fräulein Auguste nehme das Unglück des Herrn Pastors zu schwer.

Bei dem Kranken die Nächte zu wachen, hatte sich Lena vorbehalten, weil es für Fräulein Amalie doch zu anstrengend gewesen wäre.

Während der ersten Tage, nachdem Besserung eingetreten war, sprach der Kranke sehr wenig und lag meistens ganz still. Nur wenn Lenchen das Zimmer verließ, wurde er unruhig und klagte bald über das eine, bald über das andere. Kam sie dann wieder, so war er gleich zufrieden.

Von Tag zu Tag ging es besser, so dass die linke Hand sogar vom Verbände befreit werden konnte. Doch konnte der Kranke nicht allein gelassen werden, auch des Nachts noch nicht, da er sogar zu einem Trunk Wasser der Hilfe bedurfte. Eine Nacht saß Lena wie gewöhnlich am Krankenbette. Um sie her war alles ruhig und still. Der kranke Pastor war auch eingeschlafen. Das Licht auf dem Tische brannte mit matter Flamme. Unbemerkt schlich da der Sandmann auch zu Lenchen und belud die langen seidenen Augenwimpern so schwer mit Sand, dass sie zufielen. Um ihm abzuwehren, streckte sie dann und wann die Hand aus, aber es war das Tasten einer Blinden und erfolglos.

Doch musste dabei einmal die Decke des Kranken leise berührt worden sein, denn er erwachte. Der Anblick des schlummernden Weibes machte ihn ganz wach, und er wagte kaum zu atmen, um sie nicht zu wecken. So viel hatte sie diese Zeit für ihn getan, die Nächte durch gewacht, ihm geholfen und ihn gepflegt und das so sanft und ohne zu

ermüden, wie es nur einer jungen Kraft und einem warm fühlenden Herzen möglich war.

Doch es mochte noch ein anderer Gedanke gewesen sein, der dem Gesicht des Kranken einen schmerzlichen Zug verlieh. Als Lenchen erwachte, stand er noch so deutlich in seinem Gesicht zu lesen, dass sie sich erschrocken aus ihrem Sessel erhob.

„Ich war eingeschlafen – verzeihen Sie mir – schmerzt Sie etwas – wollen Sie trinken?“

„Nein, Lenchen, mir ist recht wohl, und es hat mich gefreut, Dich schlafen zu sehen. – Du bist gewiss sehr müde?“

„Doch nicht. Ich wollte Sie noch lange, lange pflegen, Herr Pastor.“

Sie stand am Bettrande und ihre großen tiefen Augen ruhten mit einem Ausdruck von inniger Teilnahme und Liebe auf der Gestalt des Kranken. Er streckte ihr seine Hand entgegen und sie nahm sie zwischen die ihren.

„Lena, mein liebes, herziges Lenchen. Du hast mir Deine Kräfte und Nachtruhe geopfert. Sag doch, Lenchen, wie konntest Du es übers Herz bringen – mich – uns hier zu verlassen und aus Deinem Heim zu entfliehen? Was hatte ich – was hatten wir an Dir verbrochen, Lena? Lenchen, sag mir nur ein Wort – ich glaube Dir alles, alles.“

Die Worte des Kranken, die so leise gesprochen waren, schienen auf das junge Weib eine tiefergreifende Wirkung ausgeübt zu haben. Aus dem gänzlich erblassten Antlitz starteten die großen Augen angstvoll hervor, und sie sank auf die Knie nieder.

„Ja, Herr Pastor, Sie haben das Recht zu fragen, und mir hat es vor dieser Stunde geangt. Aber jetzt will ich beichten, denn nur so kann ich meinen Frieden wieder erlangen. — Dass ich ging, ist nicht meine größte Schuld. Noch größer war die, dass ich zu lange hier blieb. Ich, das verwaiste Kind eines einfachen Schulmeisters, das Sie bei sich aufgenommen, erzogen, gekleidet und genährt hatten, habe Sie geliebt und noch mehr, ich wähnte Ihrer Gegenliebe sicher zu sein. Wie stolz und glücklich war ich! Ich vertraute mich Fräulein Amalie an, und als sie mir antwortete: „Gut, Lenchen, Du wirst unser Schwesterlein werden,“ war ich noch glücklicher. Aber Fräulein Auguste sprach ganz anders, als sie davon hörte. Sie sagte mir: „Willst Du Unglück über uns alle bringen? Dass Du Liebe erwecken kannst, ist nur allzu möglich — aber die Gattin des Herrn Pastors, der alt genug ist, Dein Vater zu sein, kannst Du nie werden. Willst Du schlecht werden und andere schlecht machen? — Dazu hat der Herr Pastor Dich nicht erzogen.“ Ihre Worte taten mir unaussprechlich weh, aber ich sah bald ein, dass alles, was sie sagte, wahr sei. Bei meiner Einsegnung hatten Sie mir selbst den Spruch gegeben: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt“, und als Sie mir Ihre Hand segnend aufs Haupt legten, sagten Sie noch: „Schätze Deinen Frieden höher als alles andere auf Erden.“ Aber der lag jetzt in Scherben. Ohne Ihnen alles zu gestehen, konnte ich es nicht aushalten. Ihnen alles zu sagen, was ich in meinem Herz verborgen gehalten hatte, konnte ich nicht, ohne zu erröten, durfte es auch nicht, denn Fräulein Auguste hatte es mir verboten mit den Worten:

„Führe keinen in Versuchung!“ Und so blieb mir nur übrig, fortzugehen. Ich wollte allein weg. Da kam Wilhelm hierher. Auch er hatte böse Tat zu sühnen. Seine Eltern hatte er verlassen, sich, verfolgt, unter fremdem Namen das tägliche Brot verdient, und wollte sich jetzt das Leben wieder erkämpfen. Ich fand in ihm den starken Mann und er in mir Opferfreudigkeit, so dass wir alles, was wir beide nicht hatten, Eltern und ein eigenes Heim, erlangen zu können glaubten. Er versprach mir beides. Nicht aus Leichtsinn war er von seinem Vater, dem Probst Neumann, geschieden, sondern dazu gezwungen aus Gründen, die ich nicht kenne. Ich gestand ihm alles von mir, und wir gingen zusammen weg. Heimlich gingen wir, weil wir anders nicht fortgekommen wären. Es war uns aber beiden jene Nacht zu Mute, wie es dem ersten Menschenpaare gewesen sein mag, als sie aus dem Paradies vertrieben wurden. — Und schwer genug kam es. Von allen Seiten wurden wir grob angepackt, und verzweifelt wollte ich oft zurück, aber es ging nicht, und als es nicht nur unserthalben, sondern auch unseres Kindes wegen geschehen musste — da traf Wilhelm das Unglück. Ihn führte es ins Gefängnis, mich und unser Kind hierher zu Ihnen.

Das ist meine Beichte, Herr Pastor. Sie können mich nun verstoßen — aber verzeihen, verzeihen müssen Sie, denn, ohne meinen Frieden durch Ihre Verzeihung zurückgewonnen zu haben, kann ich nicht leben.“

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, die noch immer die des Pastors umklammert hielten, und er fühlte, wie heiße

Tränen die seine benetzten. Er löste seine Hand aus den ihrigen und streichelte liebevoll ihr Haupt.

„Mein liebes, armes Lenchen! Ich Dir verzeihen! Hier ist nichts zu verzeihen. Du wolltest mir altem, kränklichen Manne die erste zarte Regung Deiner jugendlichen Gefühle geben. Das ist so viel, dass ich es weder vergessen, noch vergelten kann. Ich aber wäre wahnsinnig genug gewesen, Deine große Gabe mit den bald erlöschenden Gefühlen eines alternden Herzens schlecht zu lohnen. Schwester Auguste hatte recht, dass für uns Unglück daraus erwachsen wäre. Aber es wäre mein Fehler, nicht der Deine gewesen. — Siehe, Lenchen, wir beide haben lernen müssen, uns zu fügen, den Frieden höher zu schätzen als die Glücksgaben der Welt. Für Dich armes Kind ging es durch Herzeleid. Mich musste der Schneesturm erst körperlich brechen, und der Reichtum Deines reinen Herzens sollte mich auf die rechte Bahn führen. — Dich verstoßen, Dich, liebes herrliches Kind, — nein, an mein Herz will ich Dich drücken — hier ist und war Dein Platz, mein liebes, teures Kind.“

Er zog ihr Haupt zu sich heran und küsste es.

Als der Morgen anbrach, schlichen sich nicht gaukelnde und spielende Sonnenstrahlen durch die herzförmig ausgeschnitzten Öffnungen der Fensterladen ins Krankenzimmer, das milde Licht des Wintertages machte es hell. Nach dieser Nacht machte die Genesung des Pastors sichtbare Fortschritte. Auch seine Kräfte gingen von Tag zu Tag in die Höhe. Aber sein Wesen ward ein stilles und ruhiges, wie nie zuvor. Gegen Lena war er wieder so freundlich und herzlich wie früher geworden, und da er jetzt

den Tag über meistens in seinem Sessel verbrachte, musste sie auch öfters ihren Knaben mitbringen.

Die beiden Schwestern wetteiferten darin, ihrem Bruder die Zeit auf jede mögliche Weise zu verkürzen. Vergebens aber hofften sie, dass sein früher so reges Wesen wiederkehren möchte. Das wollte nicht wiederkommen. Weder den Obervorsteher, noch den Dekan mochte der Pastor zu sich geholt haben. Dazu sei er noch zu schwach, meinte er. Das stimmte aber nicht ganz dazu, dass er sich nicht abhalten ließ, Amtshandlungen, die im Pastorate verrichtet werden konnten, zu vollziehen. Eines Tages, als Fräulein Amalie und Lena in der Küche mit Vorbereitungen zum Fest beschäftigt waren, das vor der Tür stand, saß der Pastor mit Schwester Auguste in seinem Zimmer. Sie hatte ihm vorgelesen, nun aber das Buch weggelegt.

„Du hörst mir ja gar nicht zu, Christian,“ sagte sie in etwas verletztem Ton.

„Nein, das tue ich auch wirklich nicht, Auguste,“ antwortete der Bruder. Nach kurzem Stillschweigen fuhr er fort: „Weißt Du, Auguste, Lena hat mir neulich alles erzählt.“

„Das hätte sie längst tun sollen.“

„Doch nicht. Es war gut, dass ich erst jetzt alles von ihr erfahren habe, nachdem ich ein gebrochener, aber auch ein völlig nüchterner Mann geworden bin.“

„Gott sei Lob und Dank, dass Du so sprichst, Christian, denn ich fürchtete —“

„Deine Furcht war nicht unbegründet, liebe Schwester, und als Du damals Lenchen die Wahrheit sagtest, hast Du sie und uns alle vor Unglück, mich aber vor bitterer Reue

bewahrt. Nicht wie eine Schwester — nein, wie unsre Mutter hast Du über mich gewacht.“

Ein freudiger Blick aus den Augen der alten Schwester war die Antwort.

„Jetzt, Auguste, muss aber für Lena und ihr Kind gesorgt werden.“

„Das wird sich schon alles finden, wenn ihr Mann zurückkehrt, und das kann nicht lange dauern.“

Mühsam erhob sich der Pastor aus seinem Sessel und begann, trotz seiner noch kranken Füße, im Zimmer auf- und abzugehen.

„Siehst Du, Auguste, das ist gerade das große Unglück, dass Lenas Mann nicht zurückzuerwarten ist. Noch mehr, auch die Sache des Dekans ist verloren und zu guterletzt werde auch ich nicht bloß meine Entlassung erhalten, sondern wohl selbst von hier entfernt werden. Und alles, alles habe ich verschuldet.“

„Wie ist denn das möglich, Christian?“

Er erzählte nun der Schwester von allem, was sich in der Stadt zugetragen hatte.

„Aber die Schale des Unglücks ist hiermit noch nicht voll. Aus Lenas Geständnis ging hervor, dass ihr Mann sich unter einem angenommenen Namen verborgen gehalten hat und dass er kein anderer ist als Theodor, der Sohn von Onkel Johannes, welcher vor Jahren wegen politischer Umtriebe entfloh. Wird er jetzt erkannt, so weiß der liebe Gott, was noch kommen mag. Doch ich bin unter allen Verbrechern der schwerste, Auguste.“

„Ach geh' mir doch, Du hast ja nur die Wahrheit gesagt, Christian.“

„Aber gut will ich alles machen. In erster Linie für Lena und ihr Kind sorgen. Onkel und Tante Neumann sollen sich wenigstens ihrer Schwiegertochter und ihres Enkels nicht zu schämen brauchen.“

„Die behalten wir hier bei uns. Wir alle drei, Du, Amalie und ich, sind alt geworden. Das haben wir in dieser Zeit deutlich erfahren und wollen Gott danken, dass wir in Lenchen eine Tochter gefunden haben. Der Kleine ist mir ans Herz gewachsen. Es wird, wie es früher war: Lenchen erhält ihren Platz am Tische neben Dir.“

„Gut, Auguste, aber sie muss von Onkel und Tante auch anerkannt werden, und wenn der Sohn einmal zurückkehrt —“

„So wird er, wie früher, das Gut verwalten, da wir es doch nicht mehr können, Christian.“

„Was bist Du für eine liebe Schwester, Auguste, und ich, ich wollte Euch verlassen. Jetzt, wo es vielleicht sein muss, Wie ich, wie eng ich mit Euch verwachsen bin und zur Steppe gehöre.“

„Rede doch kein dummes Zeug. Wirft Du entlassen, nun gut, so gehst Du für einige Zeit ins Ausland und kommst später wieder zu uns zurück. Ich habe mir bittere Vorwürfe darüber gemacht, dass ich Dich nicht schon längst dazu bewogen habe — es hatte Dir wohl getan, von hier etwas wegzukommen.“

„Nein, Auguste. Ich mag die große Welt nicht mehr. Zu lange habe ich das stille Leben hier genossen, um mich im

Gewühl der Menschen zurecht finden zu können. Ich glaube fest, dass es manchem so wie mir gehen wird, denn von und aus der stillen Natur ist der Mensch gekommen, und früher oder später wird es ihn wieder dorthin zurückverlangen. Auch der Onkel und die Tante freuten sich, aus ihrer Stadt herauszukommen, als ich ihnen versprach, sie abholen zu lassen.“

„Dann muss der Riemer aber gleich morgen hin.“

„Das soll er auch, und den Weg zurück soll er durch die Mutterkolonien und die russischen Dörfer nehmen. Unser Weg ist zwar kürzer, aber auch gefährlicher. Sag's ihm doch, Auguste.“

„Du musst mir aber versprechen, dass Du Dir nicht alles so tief zu Herzen gehen lässt. Adam Riemer sagt ja auch immer: „Was geschehen soll, muss geschehen.“

„Danke Dir, liebe alte Schwester. Ich werde mich schon beruhigen und an meine Arbeit gehen. In jeder Ansiedlung will ich die Feiertage predigen – vielleicht zum Abschied. In Lilienflur werde ich Christvesper halten.“

* * *

Die bevorstehenden Feiertage gaben allen im Pastorate viel zu schaffen. Für die Gäste wurden die Zimmer in Ordnung gebracht und in der Wirtschaft gab es so viel zu tun, dass Lena, die ihr ehemaliges Zimmer wieder bezogen hatte, ein Kindermädchen annehmen musste, um sich mit Fräulein Amalie der Arbeit besser widmen zu können. Gar manches sollte ausgerichtet werden. Schmand- und Streuselkuchen

wurden gebacken, aus Honigteig wurden allerhand Figuren geformt und die nötigen Vorbereitungen für das Feiertagsessen getroffen. Zudem mussten der Schmuck für den Christbaum und die Weihnachtspyramide hervorgeholt, Nüsse vergoldet, die Süßigkeiten für den Baum zurechtgemacht werden, und dabei durfte man die Fertigstellung der kleinen Festgeschenke nicht aufschieben.

Arbeit gab's für jeden, aber sie schien keinem eine Last zu sein, sondern nur Freude zu bereiten. Auch der Pastor hatte sich seiner Aufgabe noch nie zuvor mit solcher Liebe und Hingebung gewidmet wie dieses Mal. Mit seinem Heizblute wollte er diese Ansprache an seine Gemeinde schreiben und jedes Wort in Liebe und Frieden tauchen, damit allen das Wohlgefallen des Weihnachtsevangeliums gebracht würde.

Was war es doch für ein herrlicher Beruf, den Menschen ein solches Evangelium zu bringen! Und er hatte ihn aufgeben wollen? Die Menschen um ihn herum, wie waren sie alle voller Liebe und Mitgefühl gewesen. Wo würden bessere zu finden sein? Der alte Obervorsteher Hartmann, dem er den schlimmen Vorfall beim Gouverneur mitgeteilt hatte, hatte ihm lächelnd versichert, dass die Gemeinde ihren Pastor immer wieder zurückwählen würde und wenn man ihn auch hundertmal seines Amtes entsetzte. Mit welcher erhabenen Ruhe hatte sein Amtsbruder und Nachbar, der greise Dekan, die schlimme Nachricht, die ihm der Pastor gebracht, hingenommen. Tief gebeugt hatte er sich bekreuzt und dann gesagt: „Wenn Sie, lieber Bruder, auch nichts auszurichten vermochten, so ist es doch Ihr Wille gewesen. Was macht's, wo meine Gebeine zur Ruhe kommen. Ich war

allein und verlassen — Sie haben mich in ihr Heim aufgenommen — ich war hungrig und Sie haben mich gesättigt — dürstete nach Freundlichkeit — Sie haben sie mir gewahrt — der Liebe entblößt war ich — Sie haben mir von Ihrem Schatz reichlich gegeben. Wo ich auch mein letztes Gebet beten werde, Sie und Ihr Haus werden darin eingeschlossen sein. Den Weihnachtsabend will ich aber noch bei Ihnen verbringen, um meinen Teil an Weihnachtsfrieden von hier mitzunehmen.“

Tief ergriffen waren zwei Menschen von einander geschieden.

Der Tag des Weihnachtsabends war gekommen.

Im Pastorate war alles zur Feier fertiggestellt. Im Saale stand das kleine Weihnachtsbäumchen in seinem grünen Kleide und seinem bunten Schmuck von Äpfeln, vergoldeten Nüssen und Zuckergebäck mit Bildern. An den Zweigen waren schon die Wachskerzen befestigt und das Zimmer duftete nach Tanne und Wachs. Daneben auf dem Tisch stand die Weihnachtspyramide. Ihr Schmuck war aus buntem Papier und Kerzen, aber innen auf dem Boden, der mit Spiegelglas belegt war, standen Hirten und Schäflein vor der Herberge, in der die heilige Familie und die Krippe mit dem Kindlein zu sehen war. Einst hatten diese Figürchen den Menschen in der Urheimat in Deutschland die Geschichte vom Weihnachtsabend erzählt — jetzt taten sie es für Ansiedler und brachten zugleich einen, Gruß von den Urgroßeltern, die alles verlassen, aber ihr deutsches Fühlen und Denken mitgebracht hatten, um die neue Scholle dadurch zu heiligen.

Der Pastor hatte seine Arbeit auch beendet und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Onkels und der Tante.

Endlich, gegen Mittag kamen sie an, und wurden von den Schwestern aus ihren Pelzen und vielen Tüchern herausgeholt.

Die kleine Tante strahlte vor Wiedersehensfreude und ihre Backen waren noch rosiger als sonst.

Steif und gerade wie immer war der Probst ins Zimmer getreten, hatte mit bedächtigem Wesen die stramme Halsbinde in Ordnung gebracht und sich eine große Prise aus der Dose geholt. In seiner langsamen Art zu sprechen, sagte er zum Pastor:

„Gerne bin ich zu Euch gekommen, aber Dein Schlitten, Christian, ist zu kurz für mich. Mit meinen Beinen wie ein Taschenmesser zusammengeklappt zu sitzen, ist sehr unbequem.“

„Gottlob, dass wir Euch hier haben,“ erwiderte Fräulein Amalie.

„Der Weg war ja abscheulich und voller Gruben,“ berichtete Tante Trudchen. „Ich bereite Dich darauf vor, dass ich einen furchtbaren Hunger mitgebracht habe, Malchen.“

„Das passt gut, Tante, denn wir haben heute unser Mittagsbrot früher als gewöhnlich, weil Bruder Christian zur Christvesper nach Lilienflur muss.“

Sie waren alle in den Speisesaal eingetreten.

„Onkel Johannes, hast Du mir nichts vom Gouverneur mitzuteilen?“ fragte der Pastor in ungeduldiger Erwartung.

„Ich – nein, Bode,“ antwortete der Onkel.

„Dein Brief hat uns gewaltig erschreckt, Christian, Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen“, fügte die Tante hinzu.

Die Suppe wurde eben aufgetragen und sie nahmen alle am Tische Platz. Auch Lena war erschienen.

„Das ist wohl Euer Lenchen — aber bist Du groß geworden“, sagte die Tante, indem sie Lena herzlich die Hand drückte.

„Ja, Tante Trude, Du hast ganz recht, es ist unser Lenchen, die mich während meiner Krankheit gepflegt hat, wie es nur eine Tochter vermag, Tag und Nacht,“ erklärte der Pastor.

„Sie ist ja auch unser Kind,“ fügte Fräulein Auguste hinzu.

„Und hat uns mit ihrem Buben, dem kleinen Johannes, neues Leben ins Haus gebracht. Nach dem Mittagessen sollst Du ihn sehen, Tante“, meinte Amalie und blickte hinüber zu Lena, die ganz verlegen aussah.

„Nun, Onkel Johannes,“ begann Fräulein Auguste, erzähle uns mal, was aus der Stadt verlautet.“

„Aus der Stadt? Nun gar nichts. Die Zeitungen berichten von Unruhen - die Gesellschaft amüsiert sich, und ich habe nur Unannehmlichkeiten gehabt.“

„An denen ich schuld bin,“ ergänzte der Pastor.

„Ja und nein, Bode. Ich erhielt wirklich den Befehl, mich bei Seiner Exzellenz einzustellen. Tat es auch laut Gesetz in vollem Staat. Er verlangte Dein Schreiben, Bode, und ich gab es ihm und auch den Brief vom Obervorsteher. Seine Exzellenz legte die Schreiben zur Seite und sagte mir, dass ich ganz unnötig in Amtskleidung erschienen wäre — eine Bemerkung, die doch gar nicht am Platz war. Dann setzte er

hinzu: „„Da Sie, Herr Probst, einmal da sind, will ich Sie bitten, Ihre Pfarrer darauf aufmerksam zu machen, dass Sie bei Trauungen auch zusehen, dass die Leute ihre Papiere in Ordnung haben und wirklich die sind, für die sie sich ausgeben.““ Davon verstand ich gar nichts – so was geschieht doch bei uns nicht.“

„Zuletzt sagte der Herr Gouverneur: „„Sie sind ein alter Mann und haben Ihren einzigen Sohn vor Jahren verloren. Nicht wahr – der ist tot? Aber Sie tun gut, einen Adoptivsohn anzunehmen – Sie können einen finden, fragen Sie den Pastor Bode.““ Mir war alles ganz unverständlich. Wer hat dem Gouverneur von mir erzählt – und was hat er mir zu raten?“

Der Pastor und seine Schwester Auguste sahen sich verständnisvoll an, Lenchen aber beugte sich tief über ihren Teller, um nicht die Blasse ihres Gesichtes zu zeigen. Tante Trudchen bemerkte von all dem nichts, sie wollte auch ihre Unannehmlichkeiten mitteilen und gutmütig und mit einem Anstrich von Humor sagte sie:

„Ihr dürft mir glauben, dass sich mein lieber Alter beim ersten Pastor, an dessen Pastorat wir vorbeifuhren und Einkehr hielten, ebenso unverständlich ausdrückte, wie es der Gouverneur gegen ihn getan hatte. Die Frau Pastorin dort begrüßte uns freundlich, aber hinter der Tür hörte ich ihre alte Magd deutlich sagen: „„Na, die fehlten grade noch mitten in der Weihnachtsarbeit!““ Darin hatte die gute Alte recht. Mittagessen bekamen wir aber, und zwar ein sehr gutes. Als wir schon beim Nachtisch waren, fiel es meinem Johannes ein, dem Pastor die Bemerkung des Gouverneurs mitzuteilen, und

zwar so, als hätte gerade unser Wirt die Veranlassung gegeben. Dieser nahm es aber recht übel auf und antwortete, dass eine derartige Bemerkung nicht ihm gelten könne, da er zwar einmal ein Paar getraut, dessen Dokumente nicht ganz in Ordnung gewesen seien, da es sich aber nur um eine ganz unbedeutende Angabe im Passe des Bräutigams gehandelt habe, sei die Trauung vollzogen – und später auch das Kind des Paares getauft worden, – Obgleich der Nachtisch sehr gut war, war die Stimmung ganz verdorben. Johannes sagte nichts mehr, unser Wirt auch nicht, und alle waren zufrieden, als wir uns wieder aufmachten. Und was glaubt Ihr, was mein Johannes zu seiner Entschuldigung tat – er schnupfte öfters als gewöhnlich und schwieg.“

„Gertrude, was sollte ich tun? Wenn bei einer Trauung oder Amtshandlung nicht alle Vorschriften, auch die unbedeutendsten, beobachtet werden, so ist sie ungesetzlich. Jene Trauung war keine Trauung.“

Es war gut, dass die Tafel aufgehoben werden konnte, denn Lenchen hätte ihre Tränen nicht länger zurückhalten können. Sie, Amalie und die Tante begaben sich sogleich nach dem Essen in Lenchens Zimmer, um den Kleinen zu sehen. Die Herren hatten sich niedergelassen und plauderten in aller Ruhe von gleichgültigen Dingen.

Fräulein Auguste hatte es aber anders vor.

„Hör' mal, Onkel Probst. Wenn ich Dich so sprechen höre, wie vorhin, und Dich Hauptsachen über Kleinigkeiten vergessen sehe, reißt mir die Geduld.“

„Freut mich, Auguste, freut mich.“

„Was freut Dich, Onkel Johannes?“

„Dass Du doch noch die Alte bist, Auguste. Du warst mir bisher so zahm, dass es mir recht ungemütlich vorkam. Also mal weiter — „

„Gewiss, Probst Johannes. Hör' Du mich nur an. Die Trauung, deren Gültigkeit Du eben in Frage gestellt hast, weißt, wessen Ehe durch sie den Segen erhielt? Nicht? Es war die unsrer Lena mit Wilhelm Schütz.“

„So, so! Bedaure, Auguste bedaure.“

„Das kannst Du bleiben lassen. Denn unter dem Namen Schütz verbarg und verbirgt sich — Dein einst entflohener Sohn Theodor. Jetzt weißt Du es.“

Der Probst saß eine Weile ganz regungslos, bald Auguste, bald den Pastor betrachtend. Dann sagte er kurz zum Pastor: „Die Auguste ist wohl nicht recht gescheit, Christian, oder wie?“

„Es ist so, wie Auguste sagt. Deinen Sohn können wir Dir leider nicht zuführen,“ antwortete der Pastor, so gefasst er es nur vermochte.

„Ja, wo ist er denn? Wo? Da, wie Du sagst, sein Weib und Kind — hier find?“

„Er ist — er ist — in der Stadt — — “

„Und hat seine Eltern — uns — nicht aufgesucht? — Das ist doch — “

„Beruhige Dich, Onkel. Dein Sohn Theodor, oder, wie er sich jetzt nennt, Wilhelm Schütz hat das Unglück gehabt, ganz unschuldig verhaftet zu werden, und er ist noch im Gefängnis — “

„Wir müssen gleich wieder heim. Ich muss ihn doch besuchen und würde er frei — und käme nach Hause —

gerade jetzt, so würde er die Tür zum elterlichen Haus verschlossen finden. Das wäre ja unbarmherzig.“

„Fasse Dich doch, Onkel Johannes. Was aus ihm wird, kann keiner sagen. Aber sieh, wie gütig Gott an Dir handelt: er gibt Dir hier — eine Tochter und einen Enkel — die kannst Du jetzt an Dein Herz drücken — es ist Blut von Deinem Blute.“

„Das will ich alles gern tun — aber erst will ich meinen Sohn sehen, dann — „

„Zur Nacht — zur Christnacht könnt Ihr nicht ausfahren, Onkel Johannes,“ sagte Auguste.

„Weiß Gertrude von all dem?“

„Nein — aber — “

„Die Ärmste hat jahraus jahrein an der unverschlossenen Tür Wache gehalten — und jetzt —. Aber gleich morgen lasst Ihr uns fahren — — “

„Ja, gut, Onkel. Ich muss jetzt gleich in die Christvesper.“

„Ich begleite Dich, Christian. Denn hier habe ich keine Ruhe — wenn ich zurückkehre, — dann will ich die anderen sehen.“

Kurz darauf fuhren die beiden Herren ab.

In der Stube bei Lena war es unterdessen nicht minder erregt zugegangen. Lenchens Tränen und Worte verrieten der Tante alles und versetzten sie bald in Verzweiflung über des Sohnes Schicksal, bald in jubelnde Freude über seine bevorstehende Befreiung, über ihr Enkelkind und Lenchen, ihre Tochter.

„Wenn nur der Onkel nichts erfährt, denn er könnte vor Aufregung krank werden. Aber morgen müssen wir

nachhause zurück und Ihr kommt mit uns,“ sagte die alte Tante. Und so war es wieder ein freudiges Hoffen und die Muttergefühle wurden vom Großmutterherz umschlossen. Dem Enkel aber kam es wunderbar vor, dass er jetzt noch eine Gespielin hinzubekommen hatte.

* * *

V

Die kleine Kirche in Lilienflur hatte alle Einwohner der Ansiedlerkolonie, die nur irgend vom Hause abkommen konnten, unter ihrem Dache versammelt.

In dem Mittelgang und um den Altar stand die Kinderschar, jedes Kind mit einer Wachskerze in der Hand. Die älteren Gemeindeglieder aber saßen in ihren besten Feiertagskleidern andächtig da und warteten auf den Beginn der Feier mit dem Gesang der Kinder und der Ansprache ihres Pastors, der so lange durch Krankheit von ihnen entfernt gewesen war. Und nun erscholl der Gesang, an dem sich die ganze Gemeinde beteiligte.

Nachdem er verklungen war, richteten sich aller Augen auf den Herrn Pastor, der eben den Altar betreten hatte. In dem einfachen Talar mit dem weißen Predigerkragen sah er sehr ernst aus, aber aus seinen Augen leuchtete es so warm und innig, als hätte er alle, alle an sein Herz drücken wollen.

Seine Ansprache an die Gemeinde über die Worte der Engel zu den Hirten war schlicht und einfach. Es war ja auch ein Fest, so recht für eine Steppengemeinde, unter welcher der Hirtenberuf nichts Fremdes war. Wie es in dunkler Nacht einem Hirten zu Mute ist, wussten die meisten aus eigener Erfahrung. Freute man sich nicht schon, wenn man den Lichtschein aus der brennenden Pfeife seines Mithirten

erblickte? Wie groß mochte die Freude gewesen sein, als die Hirten in jener Nacht den Schein und die himmlischen Engelscharen schauten und von ihnen begrüßt wurden! Für diese Steppenleute bedurfte es nicht vieler Worte, um das Weihnachtsevangelium auszulegen.

Lautlos und tief andächtig hatte die Gemeinde der Ansprache des Pastors gelauscht, und als die Kinderschar das alte schöne Weihnachtslied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ anstimmte, klang es wie ein mächtiger Jubel durch den Raum. Hell strahlten die Kerzen, noch Heller die Augen von Alt und Jung.

Der Pastor aber war selbst tief erschüttert. Jetzt fühlte er, dass sein Amt hier unter diesen Steppenleuten nicht bloß sein Amt war — es war sein Leben.

Als die beiden, der Probst und der Pastor, auf der Rückfahrt waren, sagte der erstere ungewöhnlich sanft:

„Ich danke Dir, Christian. Wie hast Du heute gut gesprochen. Auch in mir zog unbeschreibliche Ruhe und Frieden ein.“

„Ja, lieber Onkel, die Worte nur waren die meinen, der Geist aber ein Hauch aus der Steppe. Sieh, wie sternenhell der Himmel über uns ist, wie die Luft von Sternschnuppen leuchtet. Jeder von den kleinen Sternchen, die zur Erde fallen, bringt einem Menschenherzen den verloren gewordenen Frieden zurück. Von dort kommt der Frieden, Onkel.“

Nach kurzer Fahrt waren die beiden Herren wieder im Pastorate. Beim Aussteigen hatte sich der Probst über die gleich morgen anzutretende Rückreise nach der Stadt mit Adam Riemer besprochen.

Im Pastorate war es noch ziemlich dunkel, denn es wäre zu früh gewesen, den Christbaum anzuzünden. Nur aus Lenchens Stube leuchtete es hell.

Die Herren gingen jeder in sein Zimmer, um sich zum Feierabend anzukleiden, doch vor allem, um noch eine Weile unter den Eindrücken der feierlichen Christvesper allein zu sein. In seiner Schreibstube hatte der Pastor eben die Lichter angezündet und sich am Schreibtisch niedergelassen, als Auguste hereinkam.

Die alte, sonst so ernste Schwester sah heute sehr aufgeräumt aus und küsste den Bruder auf das Haupt, was ganz ausnahmsweise ein paar mal im Jahre vorkam.

„Unsere Leut', die in der Christmette gewesen sind, sagen, Du hättest schön gepredigt, Christian.“

„Am schönsten war's für mich selbst, denn es war wirklich, als wenn der Weihnachtsfriede zu allen, auch zu mir, niedergestiegen sei, Auguste.“

„Gott sei dafür gedankt. Jetzt kannst Du auch alles, alles ruhig hinnehmen. — Ein Bote brachte diesen Brief. Hier hast Du ihn — er ist vom Gouverneur.“

Sie übergab dem Bruder etwas zögernd den Brief und wollte ihn nicht verlassen, bis sie sich überzeugt hatte, dass er durch den Inhalt des Schreibens nicht außer Fassung gebracht war. Der Bruder aber blieb ruhig, und als er das Schreiben gelesen hatte, saß er unverändert da und sagte zu der Schwester:

„Heute ist wirklich Weihnachtsabend und er hat bei uns Einkehr gehalten. Willst Du hören, was mir der Gouverneur schreibt:

Euer Hochwürden!

Ich habe Sie gebeten, nicht zu vergessen, dass ich ein russischer Russe bin, wie Sie mir sagten, dass Sie ein deutscher Russe seien. Ich schicke Ihnen diese Zeilen zu Weihnachten. Der Erlöser ist für uns Russen in erster Linie ein Hausgenosse, so bei Hoch wie bei Niedrig. Dem wollen wir nicht nur Ehre und Anbetung erweisen, sondern auch Freude. Ich hoffe, es durch diese Zeilen zu tun. — Ihr Entlassungsgesuch schicke ich Ihnen zurück, weil ich die Wahrheit, der Sie dienen, ehre und sie gern von Ihnen höre. Das Geld, dessen Quelle sie kennen, lege ich bei für eine Kirche in Marienhilf. Es ist vorteilhafter, eine Kirche in der Steppe zu bauen, als einen alten Mann in Sibirien zu begraben. Der Herr Dekan soll den Bau selbst beaufsichtigen. Es tut mir leid, dass ich diesen Brief nicht mit dem Sohne des Probstes habe schicken können, aber der liegt irgendwo im Auslande begraben und deswegen habe ich mir einen anderen Boten gewählt, den Sie kennen und der mich durch sein männliches, freies und aufrichtiges Geständnis dazu bewogen hat. — Ich war Ihnen böse und sehr aufgeregt. Was Sie sagten und taten, war aber nichts (Nitschewo), und dieses Lieblingswort rufe ich Ihnen jetzt zu: „Nitschewo“! Unsere Mutter Rußland ist eben eine Mutter und vergibt und verzeiht wie eine solche alles gern. Jeder Russe hat das von ihr. — Zu einem Rout werde ich Sie nie wieder einladen, aber bei mir und an meinem Tisch haben Sie immer Ihren Platz — —“ und so weiter.

„Was sagst Du nun, Auguste?“

„Was ist da zu sagen, Christian? Wo zwei sich als Menschen in Ehrlichkeit begegnen, verstehen sie sich immer. Aber Dank sind wir ihm schuldig — für seine liebe Weihnachtsbescherung.“

„Ja, das sind wir. Aber wer hat denn den Brief gebracht, Auguste?“

„Wer anders, als unser Schütz, Christian.“

„Also doch auch er frei? Das freut mich.“

„Macht es Dir wirklich Freude, Bruder?“

„Hast Du es nicht schon bemerkt, dass die zweite Blüte, die Herbstblüte des Kirschbaumes, abgefallen ist? Vielleicht war sie nicht ganz ausgeblüht — aber der Sturm hat sie weggefegt, und so weiß und rein war sie, dass sie von dem ersten Schnee nicht zu unterscheiden ist — Gott Lob — “

„Du hättest die Freude der Tante sehen sollen, als sie ihn erkannte — nicht zu beschreiben.“

„Wie sollen wir's aber dem Onkel beibringen, dass Schütz im Hause ist? Der alte Mann kann uns noch sterben, Auguste.“

„Ach, nicht doch — aus Freude stirbt keiner. Du gehst zum Onkel in sein Zimmer und die Tante oder Lena bringt seinen Sohn dahin. Der Alte ist doch kein Waschweib. Aber das wollen wir gleich abmachen, denn sonst wird es für die Kleinen mit dem Christbaum zu spät.“

In seinem Zimmer war Onkel Johannes unruhig auf- und abgegangen und hatte in Erwartung der Tante seine ganze Dose voll Tabak ausgeschnupft. Er war froh, als der Pastor schließlich zu ihm eintrat.

„Ich habe mich bedacht, Christian. Wir fahren erst später. Der Junge muss doch auch etwas von uns Eltern abkriegeln, dass er nicht geschrieben hat und – “

Er kam nicht weiter, als die Tür aufging und die Tante mit jemandem hereintrat, den der Onkel nicht erkannte.

„Johannes, sieh', wen ich Dir zuführe,“ sagte die Tante, während ihr ganzer, kleiner Körper vor innerer Bewegung zitterte. Nur Sekunden währte es und alle Gedanken hatten bei dem alten Mann einem einzigen Raum gegeben. „Mein Sohn, mein Sohn!“

„Gottlob, gottlob, dass wir Dich wieder haben – aber wo warst Du und wie hattest Du uns so vergessen können, Theodor?“

„Es wäre zu viel, wenn ich Euch alles erzählen wollte. Schwer Hab ich mich gegen Euch und den Herrn Pastor vergangen. Von Euch Eltern habe ich mein Leben und von Ihnen, Herr Pastor, hab ich's zum zweiten Mal, denn Sie haben mich aufgenommen und befreit und mir durch Lena das Leben wiedergegeben. Wie ich unter die Nihilisten geriet, wisst Ihr. Verfolgt, floh ich ins Ausland. Unter Gleichdenkenden fand ich Aufnahme. Bald stürzten aber alle die Ideale, die das Jahr 1848 gebracht hatte, für mich zu Boden. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren nur Worte. Freiheit galt immer nur Gleichgesinnten, Gleichheit nur der Macht – Brüderlichkeit nur denen, die satt waren. Nicht durch Güte sollte die Neuordnung unter den Völkern verbreitet werden – sondern durch Blut. Auf diesem Wege konnte ich nicht mit und das Vehmgericht traf mich. So bin ich umhergeirrt. Mein Freund und Gesinnungsgenosse

Wilhelm Schütz starb und hinterließ mir seine Papiere. Er wurde unter meinem Namen begraben und ich habe unter seinem Namen gelebt. Jetzt kam ich in die Schule des ernsten Lebens, deren Lehrmittel Not, Entbehrung und Demütigung heißen. Viel habe ich gesehen. Überall bin ich herumgekommen. Als Arbeiter, Knecht, Hauslehrer hab ich mein Brot verdient. Was hab ich gelernt? — Wissenschaft und Kunst schätzen? — Ja, als Hilfsmittel, nicht als Endzweck — Reichtum, Ehre, Macht und Ansehen als zerbrechliches Gut ohne Dauer — am Rand des Grabes bleibt alles liegen. — Es waren aber zwei Bücher, aus denen ich in jener Schule lesen lernte. Die Natur hieß das eine, die Bibel das andere. Das Blatt des ersteren, das mir am verständlichsten war, war die Steppe und es zog mich hierher. Der Inhalt des zweiten Buches aber war die Liebe, die alles vergibt und nichts fürchtet. Auch sie zog mich hierher zurück. Und ich kam. Die Steppe nahm mich zu sich und gab mir Arbeit. Lena schrak nicht zurück, sie hat mir geholfen, das Leben, das ich oft verloren gegeben hatte, wieder zu erobern. Selbst das Unglück, das mich hier traf und ins Gefängnis führte, hat mir geholfen. Die Liebe, die alles vergibt, die sehe ich aus Euren Augen leuchten — und Herr Pastor auch aus den Ihrigen.“

„Du hast Dich nicht betrogen, Wilhelm Schütz, doch dafür hast Du mehr Deinem Weibe zu danken als mir. Als Tochter unseres Hauses ist sie erzogen worden und hat sich als solche bewährt. Du aber bist ihr Mann und der Vater ihres Kindes — trage sie auf starken Armen durchs Leben und ihr werdet beide unsere Kinder sein, unser Heim auch das Eure,“ sagte der Pastor mit fast feierlichem Ernst.

„Lieber Theodor, –lange haben wir Dich vermisst und jetzt danken wir Gott. Was gewesen ist, daran denken wir, Deine Eltern, nicht mehr. Du bist unser Sohn und Lena soll unsere Tochter sein.“

Es war ein bewegender Augenblick im Leben dieser Menschen – es war das Begräbnis des Vergangenen und die Geburt der Zukunft.

„Wie soll ich Euch danken, meine geliebten Eltern und Ihnen, Herr Pastor. Ich kann es nur, indem ich ein braver Arbeiter auf der Heimatscholle der Steppe werde. Ich gelobe, dass Ihr an Wilhelm Schütz Freude haben sollt.“

„Warum sagst Du: an Wilhelm Schütz und nicht an Theodor von Neumann?“ fragte der Vater erregt.

„Vater, der, der einst diesen Namen trug, ist begraben, aber der jetzt jenen fremden Namen trägt, der ist Dein Sohn,“ antwortete der junge Mann.

„Onkel Johannes, es war die Bedingung für Wilhelms Befreiung. Als Wilhelm Schütz ist er auch getraut und dieser Name wird ihm eine warnende Stimme aus der Vergangenheit, eine Mahnung für die Zukunft sein.“

„Mir aber,“ fügte der alte Vater gebeugt hinzu, „eine gerechte Strafe dafür, dass ich den Pflichten des Vaters nicht nachgekommen bin, dass ich mir nie die Zeit genommen habe, den Knaben und Jüngling zu leiten und zu erziehen.“

Es drohte wieder ein Tropfen Wermut in den Becher der Freude zu fallen, aber er hatte seine Kraft verloren, denn im Zimmer nebenan waren bereits alle Kerzen angezündet und die Weihnachtsfreude hatte ihre Herrschaft über alle gewonnen.

Als Gäste hatten sich der Dekan und der Obervorsteher eingefunden und alle waren um den Weihnachtsbaum und die strahlende Pyramide versammelt.

Die Weihnachtsgaben wurden verteilt und als solche erhielt der Dekan das Geld für den Kirchenbau und die Aufgabe, denselben zu überwachen. Dankend nahm er es an, aber das Alter hatte in den letzten Wochen seine Schriftzeichen ihm immer deutlicher in das Gesicht eingegraben und seine Gestalt gebeugt. Mit wehmütigem Lächeln sagte er zum Pastor: „Der einen meiner Mütter durfte ich nicht helfen, der anderen werde ich wohl nicht lange mehr dienen können, das fühle ich, aber die Kirche wird dennoch gebaut.“

In der Küche war es inzwischen lebhaft geworden. Unter Leitung des Schulmeisters hatten sich Kinder eingefunden, um ihren Pastor mit Weihnachtsliedern zu begrüßen.

Wie klangen die Kinderstimmen hell und frohlockend !

Der alte Obervorsteher aber wandte sich zum Pastor und sagte: „Unsere Kinder haben Ihnen im Gesang ihren Dank dargebracht. Ich als alter Mann vermag Ihnen für Ihre Predigt bei uns all die Jahre und heute in der Vesper nicht anders zu danken, als indem ich Ihnen den Segenswunsch aller Steppenleute überbringe.“

Der Pastor vermochte kaum ein Wort zu erwidern. Alles verschwand vor ihm in dem leuchtenden Glanz der Augen und Kerzen.

Unter dem Gesinde, das, wie gewöhnlich, auch zur Weihnachtsbescherung herangezogen worden war, stach Adam Riemers Gestalt besonders hervor, zumal er um den

Hals das in der Stadt erstandene rote Tuch zur Schau trug. Sonst war seine Tracht die nämliche wie auf dem Kutschbock. Der kleine Johannes hatte nach ihm verlangt und saß seelenvergnügt auf dem Arme des Alten.

„Riemer,“ wendete der Pastor sich an ihn, „warum haben Sie das warme Tuch an?“

„Ei, Herr Pastor, es färbt ab und da könnt' ich es nicht verschenken.“

„So, so, nun ich werde Dir etwas anderes geben, das wirst Du nicht Lust haben, wegzuschenken. Du hast mir in schwerer Not geholfen, dort im Sturm und Schnee auf der Steppe. Das Stück Land, das der Idt uns verkauft hat, geb' ich Dir als Dein Eigen.“

Vor Überraschung hätte Riemer beinahe das Kind fallen lassen, besann sich aber gleich und sagte: „Herr Pastor, das bin ich nicht wert und was soll ich mit eigenem Land, wer soll Sie denn fahren? Nein, ich danke auch schön — der Verwalter — —“

„Der bleibt bei uns. Das Land ist Dein, Du kannst's verkaufen, Riemer.“

„Geld brauch' ich erst recht keins, solange ich bei Ihnen das tägliche Brot hab'. Aber, Herr Pastor — wenn das Land mein ist, so lassen Sie es mich den Kergisen geben. Denen ihres war's mal — und die brauchen's — das ist gerecht — ihr Eigentum bekommen sie zurück.“

„Onkel Johannes, hast Du so was gehört? Riemer, dem ich das Land von Idts geschenkt habe, gibt's den Kirgisen.“

„Ja, Christian, das ist gut, aber ich sollte es doch für unsere Kinder haben,“

„Es zieht den Mann immer mehr zur Familie der Frau. Wir drei Geschwister sind alt — Lenchen, unser einziges — da ist's doch selbstverständlich, dass sie hier bleiben und das Gut übernehmen. Ihr könnt auch hier Platz finden. So bleiben wir alle beieinander, Onkel.“

Lenchen, die die Worte des Pastors gehört hatte, beugte sich tief, tief zu ihm herab, fasste seine Hand und küsste sie und flüsterte kaum hörbar: „So brauch' ich nie weg von hier — von Ihnen und — alles — alles haben wir Ihnen zu verdanken.“

„Nicht mir — vielleicht ist es der Segen der Steppe.“

Die Kerzen waren erloschen. Den Abendsegens hatte der Onkel gesprochen und alle hatten einander gute Nacht gewünscht und sich getrennt. Auch die Freude ermüdet. Die Schwestern hatten zärtlicher denn je den Bruder umarmt und ihm für den herrlichen Weihnachtsabend gedankt.

In den alten müden Augen Augustes stand jedoch etwas von Besorgnis um den Bruder zu lesen. Sollte es im Herzen so ruhig und friedvoll ausschauen, wie sein Äußeres vermuten lassen wollte? Wer konnte es wissen ...

Allein saß der Pastor an seinem Schreibtisch. Sein Haupt hatte er in die Hand gestützt und sah gedankenvoll vor sich hin.

Sah irdisches Glück so aus?

Doch nicht.

Aber wenn das Leben nicht Glück bringt, womit dann das Herz ausfüllen und das Blut erwärmen?

Keine Antwort.

Es kam aber einer, der sie dem Pastor brachte.

Aus der Steppe kam ein Wind, leise kam er, wie der zarteste Atemhauch des mächtigen Sturmwindes. Nur eine Botschaft sollte er noch diesen Abend ausrichten.

Kaum hörbar flüsterte es in den kahlen Zweigen des Kirschbaumes im Gartchen vor dem Fenster:

„Es grüßt Dich der Sturmwind.

Dich, wie so manchen andern, hat er gebrochen.

Warum?

Glück wollte er Dir nicht bringen.

Warum?

Weil Glück irdisches Gut ist, das am Rande des Grabes zerbricht. Oft schon viel, viel früher.

Nein, besser muss die Gabe sein, die ein so mächtiger Herr wie der Sturmwind des Lebens einem Menschen bringt.

Friede, der reicht über das Grab hinaus, er bettet den müden Körper zur sanften Ruhe und trägt die Seele auf seinen Flügeln weit, weit weg.

Diese Gabe war Dein Christgeschenk, das Dir fortan bewahrt ist.“

Ein mildes, friedvolles Leuchten kam in die Augen des Pastors. Er hatte die Botschaft vernommen und nun verstand er die Bedeutung und Tragweite der Worte:

Frieden lasse ich euch,

Meinen Frieden gebe ich euch.

Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.

ЛИТЕРАТУРНЫЙ СБОРНИК

РОССИЙСКИХ НЕМЦЕВ

Выпуск 2

2009

Выпуск подготовили А. Шпак, А. Идт

Электронное издание
Интернет-ресурс "Die Geschichte der Wolgadeutschen"

E-mail: sakut@mail.ru

<http://www.wolgadeutsche.net/>

